

1 Daniel Gaberell (*1969) leitet die Geschäftsstelle und Redaktion des Oberaargauer Jahrbuches und betreibt in Riedwil das Oberaargauer Buchzentrum OBZ und seinen Kulturbuchverlag Herausgeber.

2 Herbert Rentsch (*1952) aus Herzogenbuchsee war bis Frühjahr 2017 Redaktor bei der Berner Zeitung BZ. Früher arbeitete er als Lehrer in Herzogenbuchsee. Mitglied der Jahrbuchredaktion.

10 Beat Hugi (*1956) produziert als Kulturunternehmer Zeitungen, Bücher, Wege, Ausstellungen und Bühnenanlässe. Als Journalist schreibt er über Menschen, die ihm am Herzen liegen. Sein jüngster Sohn spielte sich als Junior bis in die erste Mannschaft des FC Langenthal. So hat Hugi Kummli Thömu kennengelernt.

20 Marcel «Masi» Marti (*1973) musiziert, fotografiert und kocht. Er ist in Aarwangen aufgewachsen und lebt in Langenthal.

38 Hans Christian Salzmann Als drei Jahre jüngerer Bruder, Kumpel und Schützling von Susann hat er die Entstehung des «Das Mädchen mit dem Schmetterling» live miterlebt. Weil später Jakob Weder während vieler Schuljahre sein Lehrer war, blieb die Beziehung zur Skulptur immer besonders lebendig.

Jürg Liechti aus Jegenstorf war der Ehemann der 2009 verstorbenen Susann Liechti-Salzmann.

Simon Kuert, Pfarrer in Langenthal, beerdigte Susann Liechti und gab den Anstoss, das «Mädchen mit dem Schmetterling» in der Abdankungshalle Langenthal aufzustellen.

44 Fred Heiniger (*1947), geboren in Schoren, Schulen in Langenthal, war 37 Jahre lang Fahrlehrer und ist seit 57 Jahren Hobby-musiker in Bands und Soloprojekten.

52 Silvan Rüssli (*1970) ist seit 2020 Kulturbeauftragter der Stadt Langenthal. Er studierte Theater- und Musikwissenschaft, Kulturkommunikation sowie Kulturmanagement. Von 2003 bis 2010 war er Leiter der Geschäftsstelle der kulturellen Kommissionen im Amt für Kultur des Kantons Bern, von 2011 bis 2013 kaufmännischer Leiter der beiden Filmfestivals Fantoche in Baden und shnit in Bern. Von 2014 bis 2019 hat er bei Pro Infirmis die nationale Fachstelle Kultur inklusiv aufgebaut und geleitet.

82 Jürg Rettenmund (*1959), Historiker (lic. phil. I) in Huttwil. War Redaktor bei der BZ Langenthaler Tagblatt in Langenthal, langjähriger Redaktionsleiter (bis 2014) und heute Mitglied der Jahrbuchredaktion.

108 Hans Kaspar Schiesser, (*1948, Glarus) studierte Soziologie und politische Wissenschaften. Er war Journalist und Mobilitätsexperte. Maria Waser ist für Schiesser eine der heute am meisten unterschätzten Schriftstellerinnen der Zwischenkriegszeit. «Land unter Sternen» kann er beinahe auswendig.

Hansjörg Fankhauser, (*1941, Bern) war chemischer Laborant und arbeitete ab 1967 bei Häfliger/Melior in Herzogenbuchsee als Labor- und Entwicklungsleiter. Er verfügt über eine einmalige Sammlung von Poststempeln, Postkarten und Fotos von Buchsi. Von Maria Waser hat er alles gelesen sowie sämtliche Bauakten über ihre Häuser recherchiert.

116 Pedro Lenz (*1965), geboren und aufgewachsen in Langenthal, ist Schriftsteller und lebt in Olten.

118 Christine Sackmann-Schneeberger (*1961), Musikerin, aufgewachsen in Roggwil. Klavier- und Cembalostudium in Bern und Biel. Organistin in Roggwil seit 1986. Lebt in Basel.

Weitere Mitglieder der Jahrbuchredaktion

Martin Fischer (*1953) war von 1998 bis 2021 Präsident der Jahrbuchvereinigung.

Madeleine Hadorn (*1960) lebt in Langenthal und betreut das Portfolio über die Oberaargauer Kunst und Kultur.

Martina Moser (*1984) studierte Geschichte und VWL an der Universität Fribourg. Stadtchronistin sowie Gemeinderätin in Langenthal und als Berufsschullehrerin in Bern tätig.

Ueli Reinmann (*1974) ist für die naturkundlichen Beiträge im Jahrbuch zuständig und lebt im Oberaargauer Jura.

Bettina Riser (*1969), aufgewachsen und Lehrerseminar in Langenthal, wohnt in Walden oberhalb von Niederbipp.

Fredi Salvisberg (*1957) lebt in Subingen und kümmerte sich während vieler Jahre um die Finanzen des Jahrbuchs.

Esther Siegrist (*1962) aus Langenthal hält mit ihrem organisatorischen Geschick die Jahrbuch-Redaktion verlässlich zusammen.

Das Jahrbuch Oberaargau begibt sich zum 65. Mal auf eine abwechslungsreiche Reise durch das Berner Mittelland und trifft auf interessante Menschen, besucht unbekannte Orte und vertieft sich in unterhaltsame Geschichten. Mit den Bildern von Jürg Stauffer folgen wir dem Flusslauf der Langete von ihrer Quelle im wilden Fritzenfluhwald bis zu ihrer Mündung in die Rot. Wir lernen den fussballbegeisterten «Kummli Thömu» kennen, der sogar sein Idol Andy Egli zu seinen Freunden zählen darf. Die Bilder von «Masi» zeigen einen ungewohnten Oberaargau um 5 Uhr morgens, wenn die Truthähne schon wach sind. Wir treffen das Mädchen mit dem Schmetterling und erfahren die Entstehungsgeschichte der Bronzefigur. Der Text von Christine Sackmann-Schneeberger erzählt, wie aus 40 Bäumen eine Orgel entstand. Wir begegnen in 12 kurzen Porträts Menschen wie Du und ich. Dies und weitere Erinnerungen, Vereinsporträts, Firmengeschichten sowie eine Kolumne von Pedro Lenz vervollständigen das lesens- und sehenswerte Panoptikum der Region.

Abonnieren Sie jetzt auf unserer Website das Jahrbuch des Oberaargaus für CHF 29.– pro Jahr. Sie erhalten automatisch alle 12 Monate per Post das neuste Buch über die Oberaargauer Menschen und Regionalgeschichte, naturkundliche Themen, Kultur, Kunst sowie aktuelle Geschehnisse.



Bestellen Sie den Newsletter, damit Sie das ganze Jahr über informiert sind.



Oder folgen Sie uns auf Facebook: Jahrbuchoberaargau

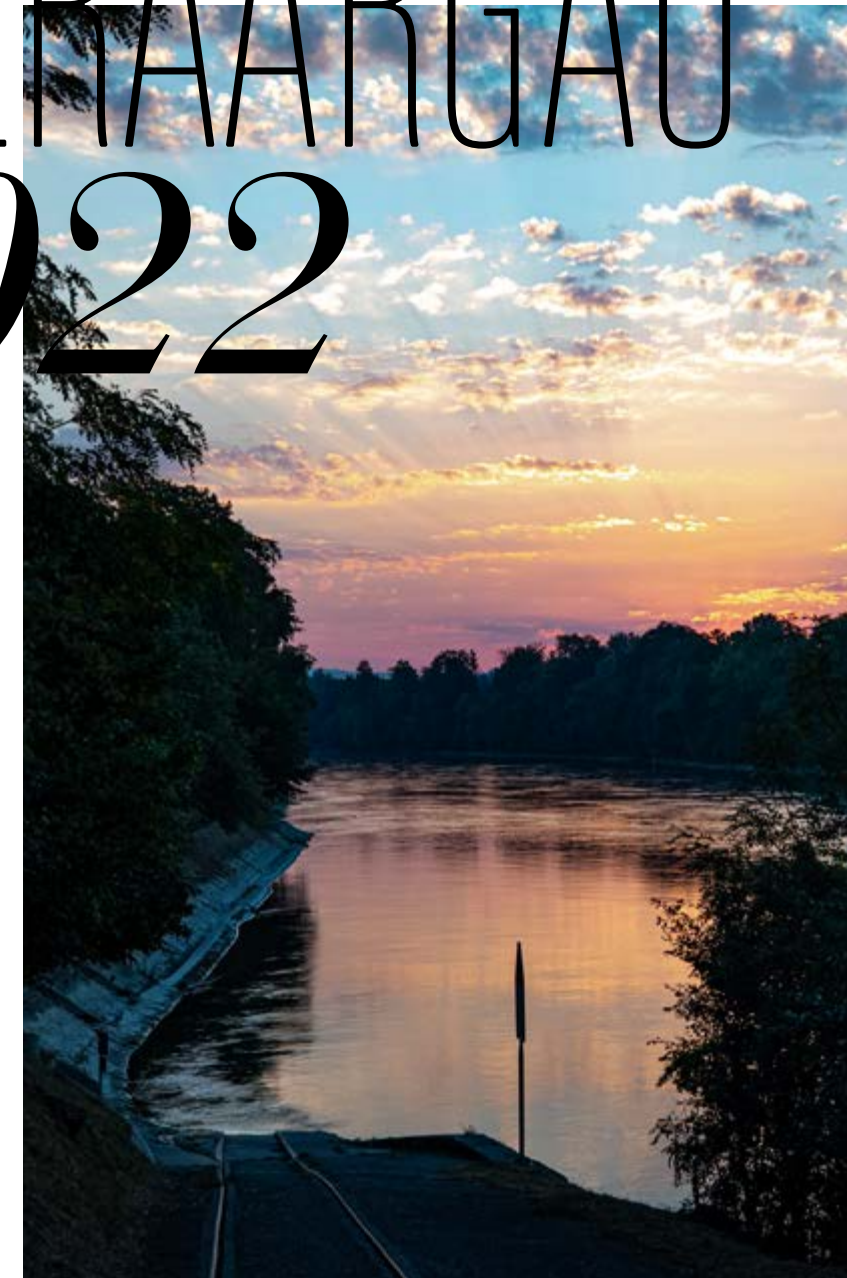


www.jahrbuch-oberaargau.ch

65

JAHRBUCH OBERAARGAU 2022

JAHRBUCH OBERAARGAU 2022



*Menschen, Orte, Geschichten
im Berner Mittelland*

1
Vorwort – In neuen Gewässern
Text – Daniel Gaberell

2
Der Granitkoloss im Industriegebiet –
Die Findlinge bei der Bystronic in Niederönz
Text – Herbert Rentsch

10
Der Kummli Thömu –
Fadegrad auf kleinem Fuss
Text – Beat Hugi

20
5 Uhr morgens –
Streifzug durch den Oberaargau
Bild – Marcel «Masi» Marti

38
Das Mädchen mit dem Schmetterling
Text – Hans Christian Salzmann, Jürg Liechti,
Simon Kuert

44
«So, mir mache witer» – Ein Schorer erinnert sich
Text – Fred Heiniger

52
Der Langete entlang
Text – Silvan Rüssli, Bild – Jürg Stauffer

70
Jürg Stauffer – Portfolio

82
Alles begann mit der Fabrik im Bauernhaus –
AFAG, Huttwil
Text – Jürg Rettenmund

90
Hie u jetz – 12 Porträts
Text, Bild – Daniel Gaberell

108
Lili, Runggeli und Zopf – Maria Wasers Jugend
Text – Hans Kaspar Schiesser, Hansjörg Fankhauser

116
Den Oberaargau im Herzen – Kolumne
Text – Pedro Lenz

118
40 Bäume für eine Orgel – Drei «Meisterwerke»
in der reformierten Kirche Roggwil
Text – Christine Sackmann-Schneeberger

130
«Mir hei e Verein – i ghöre derzue» – Vereinswelten

138
Lesestoff – Neuerscheinungen aus dem
Oberaargau

Umschlag
Autorinnen und Autoren, Jahrbuch-Redaktion

Wir danken herzlich für die finanzielle Unterstützung bei den Oberaargauer Gemeinden, bei einzelnen Burger- und Kirchgemeinden sowie für weitere jährlich wiederkehrende Engagements.

Für diese 65. Ausgabe danken wir speziell:
Region Oberaargau
Einwohnergemeinde Aarwangen
P'INC. AG, Langenthal



IN NEUEN GEWÄSSERN

Jetzt ist es also soweit: Die 65. Ausgabe des Oberaargauer Jahrbuchs erscheint in neuem Kleid. Kürzere Themen zu Gunsten einer breiten Vielfalt und zahlreiche Porträts von Menschen, die dem Oberaargau ein Gesicht geben.

Ob dieser wohlbedachte und gut überlegte Schritt der richtige ist? Niemand weiss es. Was wir jedoch wissen, ist die Tatsache, dass wir wegen der sinkenden Verkaufszahlen sowie dem Mitglieder- und Abonentenschwund in fünf Jahren keine Existenzberechtigung mehr hätten. Die neu strukturierten Inhalte, das erfrischende Erscheinungsbild und die Absicht, durch die sozialen Medien das ganze Jahr über mit unseren Leser:innen im Dialog zu stehen, sollen das Jahrbuch des Oberaargaus in eine gesicherte Zukunft führen. Wir wünschen uns explizit den Austausch mit Ihnen, liebe Jahrbuchleser:innen, und freuen uns über Themenvorschläge, Vermarktungsideen sowie Rückmeldungen aller Art. Helfen Sie mit, das Jahrbuch-Schiff in den neuen Gewässern auf Kurs zu bringen.

Und hier noch zwei freudige Meldungen aus der Personalabteilung: Wir begrüßen Martina Moser in der Jahrbuch-Redaktion! Als neue Stadtchronistin von Langenthal übernimmt sie quasi von Amtes wegen den Platz unseres langjährigen Redaktionsmitglieds Simon Kuert. Ebenfalls ein herzliches Willkommen für Pedro Lenz. Er wird künftig jährlich eine Kolumne beisteuern.

Daniel Gaberell
Redaktions- und Geschäftsstellenleiter

DER GRANIT- KOLOSS IM INDUSTRIE- GEBIET

DIE FINDLINGS
BEI DER
BYSTRONIC
IN NIEDERÖRNZ

Text — Herbert Rentsch



Es ist ein mächtiges Stück Fels. Vier Meter ragt der Stein in die Höhe. Er ist zehn Meter lang und rund 120 Tonnen schwer. Vorgelagert sind mehrere scheibenartige Felsstücke, die einst dazu gehörten – ein geschätztes Totalgewicht von rund 350 Tonnen. Rundherum liegen weitere Steine kleineren Formats, aber immer noch beachtliche Brocken. Nicht irgendwo auf freiem Feld oder auf einem bewaldeten Hügel ist diese Gesteinssammlung zu sehen, sondern mitten im Industriegebiet von Niederönz. Nur wenige Meter dahinter steht die Fabrikationshalle 3 der Firma Bystronic. Diese war denn auch der Grund, warum die Steine dort platziert wurden.

Im Jahr 2001, beim Bau der neuen Halle, stiessen die Arbeiter in der Baugrube auf den riesigen Brocken. Dieser und die kleineren Steine sind allesamt Findlinge, die der Rhonegletscher – genauer: der Wallisgletscher – vor rund 20'000 Jahren beim Abschmelzen ablagerte. Solche erratischen Blöcke, wie sie auch genannt werden, sind im Oberaargau viele zu sehen. Oft stehen sie bei Häusern, in einem Garten oder am Rand einer Strasse. Am bekanntesten ist die «Grosse Fluh» auf dem Steinhof (SO). Es ist der grösste Findling im nördlichen Alpenvorland. Daneben stehen zwei kleinere Blöcke, der so genannte Menhir und die «Kleinste Fluh». Die «Chilchli-flueh» in der Nähe ist weniger gross, aber dennoch eindrucksvoll. Übersät von grossen und kleineren Findlingen ist zudem der benachbarte Hügel Steineberg zwischen Grasswil und Riedwil (siehe Randspalte S. 9). Der mächtige Stein auf dem Bystronic-Areal gehört zu den grossen Findlingen der Region. In Bannwil hinter dem Schulhaus ist ein noch etwas grösserer zu sehen, und auf dem Steineberg liegen mehrere deutlich mächtigere Exemplare. Der Niederönzler Block ist jedoch der grösste im Kanton Bern, der je unter der Erdoberfläche gefunden wurde. Aussergewöhnlich im Gebiet der Bystronic ist zudem die Menge kleinerer Findlinge. Es sieht dort fast so aus wie eine Ausstellung von dem, was dort im Untergrund einst auftauchte.

Schwierige Bergung

Für die damalige Bauherrschaft, die Architekten und die Baufirmen bedeuteten die Findlinge eine Herausforderung. Während kleinere Steine mit Baggern aus der Baugrube abtransportiert werden konnten, stellte das grösste Stück ein

ziemliches Problem dar. Womit konnte der Stein überhaupt gehoben werden? Zudem stellte sich die Frage der Stabilität. «Der Stein wies einen eventuell durchgehenden Riss auf», erinnert sich Patrick Müller, Architekt von Dietrich Architekten, Lotzwil. «Es bestand die Gefahr, dass er bei der Bergung auseinanderbrechen würde. Dabei hätte der Kran kippen können.» Das Heben des ganzen Steins hätte einen Schwergewichtskran erfordert, zum Beispiel denjenigen, mit dem der Bohrkopf der Maschine am Belchen-Autobahntunnel gehoben worden war. Die Bergung hätte somit rund 75'000 Franken gekostet. Die Verantwortlichen entschieden, den Findling aus Sicherheitsgründen mit einem grossen Meissel zu spalten. So war die Gefahr des Zerbrechens gebannt, und das Gewicht verringerte sich.

Damit der Findling gehoben werden konnte, musste ein Loch gegraben werden, damit Ketten und Traggurte angebracht werden konnten. Die Grubenränder stürzten aber immer wieder ein. Der Stein lag 1.40 Meter im Grundwasser. «Wir mussten die Grube auspumpen. 3000 Liter pro Minute saugten wir ab.» Es habe aber keine Zweifel daran gegeben, den Stein zu heben und daneben wieder aufzustellen, so Müller. «Ein solches historisches Relikt muss man erhalten. Das war allen klar.» Die Bergung kostete schliesslich rund 50'000 Franken.

Grundsteinlegung mit Prominenz

Am 4. April 2001 feierte die Bystronic die Grundsteinlegung des Neubaus – in doppeltem Sinn. Höhepunkt des Festakts war nämlich die Bergung des grossen Findlings aus der Baugrube. Ein grosser Pneukran hob den Koloss aus dem



Situation in der Baugrube 2001 (im Uhrzeigersinn): Bergung des grössten Teilstücks; Findling im Grundwasser; der Stein wird zerteilt; Baugrube nach der Entdeckung des Steins. Bilder: Patrick Müller





Der Professor will es genau wissen: Begehung auf dem Bystronic-Gelände mit Christian Schlüchter.

Der Professor staunt

Im Frühling 2022 besichtigte der Geologe Christian Schlüchter, emeritierter Professor der Uni Bern, das Areal. Die Begeisterung über die verschiedenen Findlinge war ihm anzuspüren. «Unglaublich, was hier alles zu sehen ist», staunte der Wissenschaftler. Es seien «wunderschöne Steine». Sofort machte er sich daran, die Findlinge zu bestimmen und einzuordnen, wo ihr Ursprung im Alpengebiet liegt. «Ein Gneis mit Feldspat, zum Teil verfälscht», sagte er oder er erkannte einen «feinsandigen, kalkigen Schiefer». Den grossen Findling sowie zwei kleinere bestimmte er als Granite aus dem Gebiet des Mont Blanc. Fast der ganze Rest auf dem Areal sind gemäss Schlüchter Augengneise oder augige beziehungsweise streifige Gneise (Biotit-Muskovit-Gneise). Die Steine stammen nicht vom Kerngebiet des Mont-Blanc-Massivs, sondern von den Randzonen (Randfazies). «Die Findlinge auf dem Areal sind wertvoll», so Schlüchter: «Es sind ausserordentlich kostbare geologische Dokumente der letzten Eiszeit. Sie zeigen uns die Geschichte des Bodens in dieser Gegend und beweisen, dass der Gletscher aus dem Südwallis damals hier war.» Viele der vorhandenen Blöcke konnten jedoch noch gar nicht genau bestimmt und beheimatet werden.

Gletscher als Steintransporter

Die Steine auf dem Areal der Bystronic gehören zum Niederönzler Findlingshorizont. Dieser ist entstanden, als eine Zunge des Wallis-Gletschers in der letzten Eiszeit das Gebiet des heutigen Oentzals bedeckte. Beim Rückzug des Gletschers schmolz diese Zunge weg, und es lagerte sich Gesteinsmaterial ab, das sich unter oder auf dem Eis befunden hatte. So bildeten sich Grundmoränen und Endmoränen. Den grössten Teil davon spülte das Schmelzwasser in den folgenden Jahrtausenden fort. Es bildete sich ein Schotter-Kiesbett, in dem die grösseren Steine zurückblieben. Der Findlingshorizont liegt rund zwei bis drei Meter unter der heutigen Humus- und Kiesschicht. Dort, wo das Terrain für die Bystronic-Halle 3 ausgehoben wurde, kamen viele Findlinge zum Vorschein. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die Halle auf einer Grundfläche von 17'000 Quadratmetern gebaut wurde. Bereits beim Bau der Halle 2 im Jahr 1997 lagen Findlinge im Boden, die später auf dem Areal platziert wurden. Vielerorts im Raum Herzogenbuchsee-Niederönz stiess man beim Bau von Häusern im Untergrund auf Findlinge. Manchmal erhielten die Steine einen neuen Platz in Gärten, an

Strassenrändern oder in Parkanlagen. Eines dieser Beispiele ist etwa der Gedenkstein für den Bauernkrieg auf dem Mani-Matter-Platz hinter dem Kornhaus Herzogenbuchsee.

Gesperstes Gelände

Die «Findlingsausstellung» in Niederönz war zwanzig Jahre lang öffentlich zugänglich, denn die Industriestrasse zwischen dem Dorf und der Wangenstrasse bei der Landi Herzogenbuchsee führte mitten durchs Bystronic-Gelände und geradewegs bei den Steinen vorbei. Heute ist es leider nicht mehr möglich, auf Tuchfühlung mit den Graniten aus dem Mont-Blanc-Gebiet zu gehen. Die Durchgangsstrasse wurde 2021 um das Gelände herumgeführt und das Fabrikareal eingezäunt. Seit Jahren habe es deswegen Gespräche zwischen der Bystronic und der Gemeinde gegeben, erinnert sich Marc Hess, Gemeindeverwalter von Niederönz. Gegen die geplante Umlegung der Strasse seien zwar kritische Stimmen laut geworden, doch im Juni 2019 stimmte die Gemeindeversammlung der so genannten Teil-Entwidmung zu, womit der Weg für die neue Strassenführung geebnet war.

«Für uns war es wichtig, die Sicherheit auf dem Firmengelände sicherzustellen und internationalen behördlichen Anforderungen und Regularien nachzukommen», sagt Fabian Furrer, Geschäftsführer des Bystronic-Standorts Niederönz. Zudem sei es heute eine deutliche Erleichterung für den Betrieb und die Sicherheit, weil der Werkverkehr nicht mehr eine öffentliche Strasse mit der Durchfahrt von Autos und Velos überqueren müsse. Für Besichtigungen der Findlinge gibt man sich bei der Bystronic offen. Diese müssten jedoch angemeldet sein und geführt werden, so Fabian Furrer.

Noch ist das Kapitel des Niederönzler Findlingshorizonts nicht abgeschlossen. Die Firma Bystronic plant nämlich auf dem freien Feld neben den heutigen Gebäuden eine neue Halle, in welcher Firmenanlässe, Kundens Schulungen, Hausmessen, Vorführungen und Events stattfinden sollen. Der Baubeginn ist fürs erste Quartal 2023 vorgesehen. Ziemlich sicher werden dort im Untergrund weitere Steine zum Vorschein kommen – Steine, die mit dem Gletscher vom Südwallis nach Niederönz transportiert wurden und dann 20'000 Jahre im Boden ruhten.

Die grössten Steine im Schweizer Mittelland

Die drei Findlinge auf dem Steinhof (SO) sind die eindrücklichsten Zeugen der letzten Eiszeit im Schweizer Mittelland. Die «Grosse Fluh» ist 15 Meter breit, 8 Meter hoch und dürfte etwa 3500 Tonnen wiegen. Daneben steht der so genannte «Menhir», eine Felsnadel von 5 Meter Höhe, sowie die «Kleinste Fluh». 300 Meter entfernt ragt die «Chilchlifluh» aus dem Boden. Bis ins 19. Jahrhundert lagen noch rund 40 erratische Blöcke auf dem Steinhof, doch bis auf die genannten wurden sie für Bauarbeiten wie Mauern oder Bahnborde verwendet oder weggeschafft.

Auf dem Hügel Steineberg findet man weitere grosse und kleine Findlinge. 1966 zählten Schüler des Seminars Langenthal insgesamt 495 Exemplare. Untersuchungen im Jahr 1966 ergaben, dass die Steinhof- und Steineberg-Findlinge vermutlich aus dem Südwallis vom Gebiet des Dent Blanche stammen. Die Konzentration auf den beiden Hügeln könnte auf einen voreiszeitlichen Bergsturz in den Alpen hindeuten, dessen Trümmer vom Gletscher aufgenommen und verfrachtet wurden – vor gut 20'000 Jahren. Der Transport auf dem Eis – und durch die gewaltigen Druckkräfte später wohl im Gletscher selbst bis in den Oberaargau – dürfte rund 1000 bis 2000 Jahre gedauert haben.

Der Eisstrom vom Mont Blanc, Grand Combin und Dent Blanche her war so riesig, dass der Rhonegletscher im Mittelwallis wohl nördlich und südlich abgelenkt wurde, zum Teil direkt über die Grimsel ins Haslital und dann, vereint mit dem Aletsch, über den Simplon nach Süden. Deshalb wird der eiszeitliche Gletscher aus dem Südwallis, woher die Oberaargauer Findlinge stammen, in Fachkreisen heute eher Wallisgletscher genannt.

Quellen

- «Ein Findling für den Bystronic-Neubau», Neue Mittelland Zeitung, 5. April 2001
- «Steinhof Steineberg», Kletter- und Boulderbroschüre, Christoph Blum. topo.verlag, 2015
- «Findlingsreservat Steineberg», Website Gemeinde Seeberg www.seeberg.ch
- Gespräch (15.2.2022) und persönliche Unterlagen Patrick Müller, Architekt, Lotzwil
- Begehung auf dem Bystronic-Gelände (5.5.2022) mit Prof. Christian Schlüchter, Lützelflüh-Goldbach

DER KUMMLI THÖMU FADEGRAD AUF KLEINEM FUSS

*Text — Beat Hugli
Bild — Markus Steinemann
und Guido Bardelli*



Einem wie ihm gaben die Ärzt:innen 1956 wegen seiner geistigen und körperlichen Handicaps höchstens 30 Lebensjahre. Margrit und Gottfried Kumpli lehnten eine mögliche Operation ab. Sie nahmen ihren zweiten Sohn, wie er geboren wurde. Einzig den überzähligen zweiten Daumen an der rechten Hand liessen sie wegmachen. Kein Handicap beim Greifen, Händeschütteln, Umarmen und – ganz wichtig – beim Klatschen, Dirigieren und Arbeiten. Dazu zwei kleine, aber flinke Füsse, die Probleme mit der Niere und den Augen im Alter unter Kontrolle, manchmal ein bisschen eine grosse Klappe, das Herz stets auf dem rechten Fleck: Der Kumpli Thömu (66). Seit August 2022 Ehrenmitglied des FC Langenthal.

Wer Thömu sein Herz schenkt, der habe ihn an der Backe, sagt sein Bruder Peter. Seine Frau Käthi nickt und lacht. Und dass er ihnen natürlich täglich fehlen würde, wenn er nicht ständig anruft oder vorbeikommt, um sie nach ihrem Wohlbefinden zu fragen und selbst von seinem Arbeitsalltag in der betreuten Werkstatt des Regionalen Arbeitszentrums Herzogenbuchsee RAZ zu berichten. Hier arbeitet Thomas Kumpli seit er 16 ist. Gewinde schneiden, drehen, fräsen, bohren, senken. Dies nicht etwa als Beschäftigungstherapie. Er arbeitet professionell an Aufträgen für Unternehmen.

Zuvor besuchte er den Kindergarten und später die in seiner Jugend neu gegründete Heilpädagogische Schule in Langenthal. Thomas hat lesen und schreiben gelernt. Nur mit den Zahlen klappte es nicht. Allen Versuchen zum Trotz, weiss Peter aus langjähriger Erfahrung. Auch wenn Thömu die saisonalen Spiel- und Wettkampftage seiner Lieblingsmannschaften und -sportarten jeweils punktgenau kennt. Rechnen sei nicht sein Ding, der Wert eines Fünflibers bleibe für ihn ein Mysterium.

«Hätte ich aber das Namensgedächtnis von Thömu, wäre ich mehr als glücklich. Er kennt sie alle – auch nach Jahren ohne Zusammentreffen. Das ist schlicht phänomenal.»

Ein Phänomen, das auch Beat Hasler, langjähriger Obmann der Juniorenabteilung beim FC Langenthal, immer mal wieder verblüfft: «Meine Frau hatte Thömu sicher 15 Jahre nicht mehr gesehen, als wir ihn kürzlich per Zufall trafen. Er begrüßte Brigitte spontan mit ihrem Vornamen.»

Die Königin im Bienenstock

Peter und Käthi Kumpli wären nach eigenem Bekunden mit sich und ihren Kindern schlicht überfordert gewesen, hätten sie Thömu in der eigenen Familie aufnehmen müssen. Er lebt seit dem Tod der Mutter in einer betreuten Wohnung in Herzogenbuchsee. Peter Kumpli: «Thomas ist ein herzensguter, umgänglicher Kerl. Aber er lässt sich im familiären Rahmen kaum hüten. Bei ihm geht es oft wie in einem Bienenstock zu und her. Darin ist er die Königin. Steht er nicht im Mittelpunkt, wird es ihm langweilig. Aus Tradition feiern wir bis heute Weihnachten gemeinsam bei uns. Dann übernachtet Thömu jeweils hier. Er hat aber auch schon plötzlich sein Köfferchen gepackt und ist mehr oder weniger kommentarlos heim nach Buchsi gefahren.»

Die professionelle Betreuung im Beruf und Alltag sei wichtig, ja unabdingbar und tue Thomas gut. Auch wenn er sonst sehr selbstständig unterwegs ist. Thömu sagt es selbst: «Ig cha häre, woni wott. Me kennt mi und ig kenne sie.»

Rahmschnitzel und Teigaffan

Antoinette und Guido Bardelli sind die anderen, wohl wichtigsten Bezugspersonen von Thömu ausserhalb der betreuten Zone Wohnen/Werkstatt und der Familie Kumpli. Guido ist heute Ehrenpräsident des FC Langenthal. Von Antoinette verabschiedet sich Thomas nach seinen Besuchen jeweils liebevoll mit «Schätzeli» – auch wenn ihn Antoinette ab und zu massregelt. Thömu nickt zustimmend: «Sie fragt immer, ob ich in der Toilette die Hände gewaschen habe. Beim Präsidenten hat es eine Seife, da muss ich nur die Hände darunter

halten.» Gleichzeitig lobt sie ihn aber auch für sein stets sauberes Outfit und Äusseres.

Thömu taucht mindestens einmal pro Woche bei Bardellis auf – eher mehrmals. Oft am Samstag. Meist gegen Mittag – zur Essenszeit. Weil Antoinette so gut kochen könne und er sich gerne gleich selbst einladen würde, meint Thomas dazu und lächelt entwaffnend. Er liebt Spaghetti Carbonara, Stroganoff mit Kartoffelstock oder Rahmschnitzel mit Teigaffnen. Thömu klaubt zwei ProBon-Märkli aus seinem Portemonnaie und schenkt sie Antoinette. Wie immer, wenn er solche bei einem Einkauf erhält.

Der «Chef» auf der Rankmatte

Thomas fährt bei trockenem Wetter überall mit dem Töffli vor, das er in der Nähe des Bahnhofs Langenthal bei einem jodelnden Kollegen einstellen darf. Aus Buchsi reist er mit dem Zug an. Buchsi ab .05 oder 0.35 Uhr. Je nach Anpfiff/Abpfiff der Spiele auf der Rankmatte, dem Langenthaler Fussballstadion oder im Eishockeystadion Schoren pendelt er in der sportlichen Hochsaison schon mal mehrmals täglich zwischen Herzogenbuchsee und Langenthal alleine hin und her, fährt je nach Spielschluss auch am späteren Abend allein heim. Seit ein paar Jahren hat er einen eigenen Hausschlüssel.

Guido Bardelli war 17 Jahre lang Präsident des FC Langenthal. Kumkli Thömu gehört seither zur Familie. Wegen Thomas haben die Bardellis seit 17 Jahren immer eine Flasche Jägermeister im Haus. Das ist Thomas' Lieblingsmarke. Damit stossen sie auf drei Punkte an: der Präsident – wie ihn Thömu auch nach seinem Rücktritt mit Hochachtung nennt, und der «Chef», wie Thomas auf der Langenthaler Rankmatte liebevoll genannt wird. Auf drei Punkte! Drei Punkte für den nächsten Sieg ihres FC Langenthal. Guido Bardelli hat ein paar Tränen in den Augen, wenn er lachend kleine Anekdoten aus dem gemeinsamen Erleben mit Kumkli Thömu zum Besten gibt. So unterschiedlich ihre Rollen sind. Ihre Herzen schlagen im Einklang für den andern – und gemeinsam für den FC Langenthal.

Zum festen Ritual der Besuche bei Bardellis gehören zwei Tabakpfeifen. Jene von Thomas und jene des Präsidenten. Gestopft mit einer «Langenthaler Mischung» aus der Zigarrenstube. Ist, wie kürzlich, Kumklis Pfeife – natürlich ein Geschenk des Präsidenten – total verstopft, greift der Präsident eigenhändig zum Bohrer.

Als es auf seine Rochade zum Ehrenpräsidenten zugeht, schlug Guido Bardelli dem Thömu vor, man könne doch Antoinette zur Präsidentin machen. Thömu schüttelte vehement den Kopf und sagte fadegrad: «Dieser Job ist nun wirklich nichts für eine Frau.»

Es ist schon so: Thomas sagt, was er denkt – und das nimmt ihm kaum jemand übel. Nicht etwa, weil er mit seinem etwas grossen Kopf und seinem Chromosomen-Defekt behutsam behandelt werden müsste. Eher, weil er das, was er sagt, mit grosser Überzeugung und fadegrad von der Leber sagt – ob Kompliment, Zweifel, Lob, Kritik oder Zuspruch.

Thomas Kumkli, von seinen Freund:innen und Fans «Kumkli Thömu» oder kurz «Kumkli» gerufen, wurde am 27. April im Jahrbuchjahr 2022 sechshundsechzig Jahre jung. Thomas arbeitet auch nach seiner Pensionierung mit Begeisterung in der RAZ-Werkstatt. Genau: Gewinde schneiden, drehen, fräsen, bohren, senken. Das gibt ihm von morgens bis nach dem Mittag eine Tagesstruktur. Nach dem Mittagessen in der Betriebskantine sagt er: «Tschou zäme, ich komme morgen wieder.»

Der Alltag gerät aus den Fugen

Thömus Feier zum 65. Geburtstag durfte letztes Jahr wegen der Corona-Pandemie nicht stattfinden. An den zwei Covid19-Jahren hatte Thomas auch sonst zu beissen. Besonders in den verschiedenen Lockdown-Phasen. Sein Alltag geriet aus den Fugen. Auch wenn er sich pflichtbewusst an die Maskenregel, ja sogar den verordneten Abstand hielt. Er, der gerne den Mittelpunkt des Geschehens besetzt und die Nähe der anderen sucht. Sein sonst so breites soziales Umfeld blieb auf das Betreute Wohnen in Herzogenbuchsee und die Arbeit in der Werkstatt beschränkt. Alles, was ihm lieb und heilig ist, durfte nicht mehr sein: Die Proben des Langenthaler Jodlerklubs «Echo», der ihn 1998 zwar nicht zum offiziellen Ehrenmitglied, aber zum ersten «Freimitglied» des Vereins ernannt hat. Das Zertifikat dazu hänge gerahmt in seinem Wohnzimmer, erzählt Thomas. Daneben habe er aber noch Platz: «Beim FC bin ich ja noch nichts.» Aber eben wegen Corona: Keine Freitags-Pizza Margherita im Schoren-Pintli – wie gewohnt, Wochen ohne den Abstecher mit altem Brot zum Schorenweihen. Keine Wettkämpfe der Hornussergesellschaft Schoren. Dabei hatte Thomas doch kaum je einen Wettkampf verpasst. Keine Spiele mit

Zuschauer:innen des Schlittschuhclubs Langenthal. Keine Spiele des Fussballclubs Langenthal. Das hiess auch: keine Fahrten mit dem Zug von Buchsi nach Langenthal, keine Fahrten auf dem Töffli ins Stadion und zu seinen Freunden in Schoren, zu den Fussballern auf der Rankmatte, kein Besuch bei Guido Bardelli, dem damaligen Präsidenten des FC Langenthal, und seiner Frau Antoinette.

«Natürlich hat uns Thömu gefehlt, aber auch umgekehrt – und wie!», sind sich Bardellis einig. Umso mehr habe sie Thomas auf seinem Handy angerufen. Sie haben ihm per Post Pakete mit CDs seiner Lieblingsband «Calimeros» ins Wohnheim an die Bernstrasse in Herzogenbuchsee geschickt. Thömu liebt deutsche Schlager. Thömu singt deutsche Schlager. Innig und manchmal laut, nie aber falsch. Auch an der Geburtstagsfeier von Antoinette – vor Corona. Kaum ein Familienfest der Bardellis, an dem Thömu nicht dabei wäre. Meist – ausser dem Singen eines Ständchens – wird er vorab mit besonderen Aufgaben betraut. So war es beispielsweise den Gästen zu Antoinettes Geburtstagsparty untersagt, Geschenke mitzubringen. Zur Kontrolle stand Kumkli beim Eingangstor zu Bardellis Haus. Mit dem Auftrag, niemanden mit Geschenken Einlass zu gewähren. Hatte jemand solche dabei, mussten sie ins Depot.

Auf Thömu ist Verlass

Sein eigenes Lachen treibt Guido einmal mehr Tränen der Rührung in die Augen. «Kumkli» habe die Aufgabe mit Bravour erfüllt. Wie immer. Auf ihn sei Verlass. Auch auf sein Gespür für die Feinheiten des Gemüts und des Wohlbefindens anderer. Als Antoinette am Rande eines traditionellen Fondueabends in Gesellschaft im Hause Bardelli ein Unwohlsein zum Liegen im Nebenzimmer genötigt hat, schaute Thomas ständig nach ihr. Noch am Wochenende wurde Antoinette wegen eines Darmverschlusses operiert. Thomas rief immer wieder Guido an, um sich nach dem Befinden der Notfallpatientin zu erkunden. Thömu war der erste Besucher, der am Montagmorgen zur Besuchszeit im Spital auf der Matte stand, um sich nach Antoinettes Wohlbefinden zu erkundigen.

Auf Thömu verlassen sich auch seine Betreuenden im Wohnhaus in Buchsi. Besonders am Sonntag. Dann holt er in der Bäckerei Brot und Gipfeli für den gemeinsamen Brunch – und den SonntagsBlick mit dem dicken Sportteil für sich.



1



2

- 1 Antoinette Bardelli mit Kumkli Thömu im Rankmatte-Lokal. Eine Bratwurst vom Grill gehört bei Thömu immer dazu.
- 2 Drei Herzen für den FCL (von links): Trainer Willy Neuenschwander, Thomas Kumkli und Ehrenpräsident Guido Bardelli.

Von der Verlässlichkeit und Hartnäckigkeit des «Chefs» weiss auch Beat Hasler zu berichten. Hasler kennt Thomas seit Jahrzehnten. Er hat für den FCL gespielt, hat Mannschaften trainiert, als umsichtiger Junioren-Obmann den Nachwuchs betreut und nicht selten in den Matchpausen umtriebiger die Löcher im lädierten Rasen gestopft. Es war bei einem Freundschaftsspiel gegen die Young Boys aus Bern. Thömu war vor dem Spiel als Einweiser auf dem Parkplatz neben dem Stadion aufgeboden. Dort fuhr unter anderen ein schnittiges Cabriolet vor, dessen Fahrer parkierte, wo er es für richtig hielt. Als Thömu ihm das verwehren wollte, sagt der junge Mann beim Aussteigen mit seiner Trainingstasche in der Hand: «Roland Schönberger, YB». In der Hoffnung wohl, sein kurioses Gegenüber erstarre vor Ehrfurcht. Weit gefehlt. Thömu parierte freundlich aber unmissverständlich bestimmt: «Roland Schönberger? Han'ig no nie ghört! Bitte umparkieren.» Was YB-Spieler Roland Schönberger denn auch tat.

Mit Leidenschaft «gfähnlet»

Beat Hasler hat – wie viele andere beim FC Langenthal – Thomas auch als Linienrichter erlebt. Vor allem damals, als es bis in die 2. Liga nur einen offiziellen Schiedsrichter auf dem Platz gab, die Spielfeldlinien links und rechts aber mit Leuten aus dem Staff des Platzclubs gesichert werden mussten. Kumpli Thömu hat immer mit grosser Leidenschaft «gfähnlet». Unbeirrbar. Voller Stolz – und trotzig, falls der Schiedsrichter mal die Richtung seines Fähnleins nicht akzeptieren wollte oder ihn schlicht übergang. Antoinette Bardelli hat ihm sogar einmal ein goldenes Fähnlein gestrickt. Eines, das die Offiziellen auf dem Platz aber nie akzeptiert haben.

Beat Hasler hat zur Einweihung des Kunstrasens auf der Rankmatte einen Song geschrieben, den er zusammen mit dem Langenthaler Musiker Tom Küffer und anderen Musikern vertont hat. «Schiri» heisst er. Darin diese Zeilen:

«U immer derby, ar Linie uss, als Einzige chunnt är würklech druus! Schiri, Arbitre! Isch dä bling? Ar Linie steit dr Thömu, üse Fähnli-King».

Fähnli-King Kumpli Thömu sei immer fester Teil der Mannschaften gewesen, erinnert sich Hasler: «Thömu hat uns natürlich auch zu allen Auswärtsspielen begleitet. Er hat uns in schwierigen Phasen herzlich motiviert, rief uns vom Spielfeldrand aus zu: ‚Giele, mer gö nomau, das chas

nid gsy si'. In den Pausen kam er in die Kabine. Er kannte und kennt die Namen aller Spieler.»

Kumpli Thömu sei liebenswert, aber auch graduse. Er sage unverblümt, was er denkt und lebt. Das sei erfrischend, hebe oft die Stimmung. Man nehme ihn überall ernst. Man schätze ihn. Thömu sei eine erstaunliche Persönlichkeit, ein toller Typ, ein Unikat, meint Beat Hasler: «Ich freue mich, dass es ihn so gibt, wie er ist. Auf seine Art intelligent, witzig, schlagfertig, authentisch und grundanständig. Ein Mensch, der sich nie verstellen muss. Er hat es nicht nötig, damit Punkte zu schinden. Thomas Kumpli ist und lebt, wie er ist. Das ist eine Qualität, die ich an ihm schätze – um nicht zu sagen bewundere. Ich beneide ihn ab und zu auch für diese Qualität.»

Im «Merz» oder im Maserati

In der Spieler- und Trainerzeit von Peter «Pesche» Ruch stand Thomas jeweils an der Zürich-Bernstrasse in Buchsi, wenn die Mannschaft zu Auswärtsspielen unterwegs war. Immer hat ihn jemand des FCL, meist Pesche selbst, mitgenommen. Immer stand er pünktlich bereit. Heute reist Thomas mit dem Präsidenten zu allen Auswärtsspielen. Meist im Mercedes, ab und zu sogar im schwarzen Maserati Quattroporte – Guidos Traumaauto, nachdem er den Film «Intouchables – Ziemlich gute Freunde» gesehen hatte. Darin reizt der farbige Betreuer und Freund eines handicapierten Unternehmers die Kräfte des italienischen Luxusautos mit Slide-Kurven aus. Kumpli sagt, Guido sei ein guter Fahrer – ob im «Merz» oder Maserati. Reist Antoinette mal zu Auswärtsspielen mit, sitzt sie vorne und Thömu hängt hinten zwischen den Sitzen. Da kann es schon mal vorkommen, dass die beiden gemeinsam jodeln. Einmal hat sich Antoinette nach hinten gedreht und Thomas gesagt, er könne schon froh sein, dass ihn Guido immer mitnehme. Worauf Kumpli ihr zu bedenken gab: «Du aber ou, Antoinette!»

Pesche Ruch kennt Thömu seit über 45 Jahren. Er hat mit ihm schon als Bub auf dem Platz beim Hard-Schulhaus tuschelt. Pesche muss 14 Jahre alt gewesen sein, Thömu 18. Kumpli arbeitete damals schon in der RAZ-Werkstatt in Herzogenbuchsee, wohnte aber bis zu ihrem Tod noch bei seiner Mutter Margrit im Weststrasse-Quartier unweit von Pesche. «Thömu kam am Nachmittag mit dem Zug aus Buchsi, zog sich daheim um und die Adidas-Fussballschuhe an, um mit uns zu spielen. So wusste seine Mutter, wo er war. Wir



2



- 1 Bei gutem Wetter fährt Thomas auch im Stadion mit dem Töffli vor.
- 2 Thömus Handschlag für alle Spieler gehört vor dem Spiel zum Ritual.
- 3 Offizielles Mannschaftsfoto der 2. Mannschaft Saison 2010/11 des FCL. Oberste Reihe links: Trainer Peter Ruch, vorderste Reihe links: Kumpli Thömu.

3

staunten immer mal wieder, wie Thömu mit seinem kleinen Fuss den Ball satt im Tor versenken konnte.» Natürlich habe man ihn nicht allzu sehr bedrängen dürfen, aber wenn er mal abzog, dann habe es meist ghäscheret.

Fussballbegeisterte Familie

An Thömus Fussballkünste erinnern sich viele seiner Weggefährten. Auch solche, die ihn ab und zu bei Grümpelturnieren für ruhende Bälle eingewechselt haben. Thomas' Vater Gottfried, früh verstorben, hatte in der ersten Mannschaft des FCL gespielt, Bruder Peter ebenso. «Und das Fähnlen, Thömu? Fehlt es dir?» – «Nid bsungers. Ich will auch nicht mehr. Jetzt haben sie offiziell neutrale Gstabine an den Seitenlinien. Jetzt darf i äbe nümme.» Und das Fussballspielen? «Ich war ja nie der Schnellste. Aber ich hatte einen starken Schuss. Wenn ich mal abgedrückt habe, hetts gchlepft. Aber weiss Gott, das ist bald nicht mehr wahr, so lange her.» Kürzlich trat der FCL auswärts mit einer Rumpfmannschaft in Höngg an. Da wollten die Spieler Thömu aufbieten. Der winkte lachend ab. Er habe äbe seine Fussballschuhe nicht dabei.

Nein, nein, winkt ein paar Wochen später auch Willy «Willu» Neuenschwander ab. Er trainierte die erste Mannschaft des FCL in den vergangenen 50 Jahren mehrmals. Dies nach seiner Zeit als Aktivspieler, nach einer Verletzung, die ihn an die Seitenlinie zwang. Er hält die erste Mannschaft des FC Langenthal mit seinem Team in der 1. Liga aktuell wieder auf Kurs. Früher, in der 2. Liga inter, stand Thömu jeweils auf dem Spielfeld direkt neben ihm als Trainer und der Bank mit den Ersatzspielern. Dies bei Heimspielen – wie auch auswärts. «Er hat seine Anweisungen erteilt, hat mir Tipps gegeben und die Mannschaft angefeuert.»

Zu Matchbeginn trottete Thömu jeweils in FCL-Vollmontur – bei Regen in eine überlange Mannschaftsjacke gehüllt – mit dem Korb voll mit Wasserflaschen vom Clublokal über den Rasen zur Spielerbank des FCL. Ab und zu haben Zuschauer applaudiert. Nicht etwa höhnisch. Vielmehr war es ein warmer Gruss an den «Chef», der seinen Gang Mal für Mal lächelnd wie konzentriert genossen hat.

Diese Nähe des «Chefs» zum offiziellen Spielbetrieb lassen die Regeln der 1. Liga heute nicht mehr zu. Jetzt steht Thömu zwei Meter weiter hinten, im Rücken des Trainers – hinter

der Abschränkung. Das habe Thömu ohne Murren verstanden und akzeptiert, erinnert sich Neuenschwander. Er komme aber auch heute noch in den Pausen in die Spielergarderobe, um seine Ratschläge zu erteilen – «auf seine positive aber fadegrade Art». Komme es in heiklen Phasen mal vor, dass er als Trainer die Pausen fokussiert nutzen müsse, bitte er ihn zu schweigen. Was Thömu auch immer ohne Murren akzeptiere.

Willu lacht. Natürlich kenne er diese Episode, denn er sei ja selbst dabei gewesen. Damals 2009, als Willy Neuenschwander an einer Vereinsversammlung einmal mehr als neuer Trainer der ersten Mannschaft präsentiert wurde. Da stand Thomas Kumkli auf und rief Neuenschwander zu: «Willu gäu, we s de mit dir nid klappet, hei mer de dr Egli schnäu wider zrügghout.» Willu nickt: «Thömu hat mich gleich von Anbeginn unter Druck gesetzt – und den Spruch habe ich in den letzten Jahren noch öfters zu hören bekommen. Genauso wie das Lob des «Chefs». Das diktiert Thömu gerne: «Dr Willu isch e Supertrainer! Genauso wie dr Egli ou!»

90 harte Minuten mit Andy

Das Foto der beiden – Andy Egli und Thomas Kumkli – hängt in Thömus Zimmer neben dem Zertifikat der Echo-Jodler. Aufgenommen 2009. Egli, innerorts bis heute oft mit seinem kultigen Velosolex unterwegs, war bei GC einer der ersten Profi-Fussballer der Schweiz. Er spielte 80 Länderspiele im Schweizer Dress, wurde mit den Grasshoppers 4 x Schweizer Meister und 4 x Cupsieger. Er spielte international bei Borussia Dortmund, trainierte in Südkorea. Dieser Egli übernahm 2009 als Trainer auf Zeit den FC Langenthal für fünf Spiele. Der Präsident bangte damals um den Ligaerhalt. Egli ging nach einem alles entscheidenden Sieg gegen Nordstern in Basel im letzten Spiel der Saison als Retter vom Platz. Auch wenn die Langenthaler das eminent wichtige Spiel mit ihm an der Seitenlinie, das Derby gegen den FC Herzogenbuchsee, zuvor verloren. Das waren übrigens nicht nur für Andy Egli, sondern auch für «Chef» Thömu Kumkli an seiner Seite harte 90 Minuten.

Bleibt die Frage, wie er als Aussenstehender, als Mann von einem anderen Fussballplaneten, diesen Thömu Kumkli erlebt hat. Andy Egli sortiert seine Erinnerungen: «Als einer vom Team. Als einer, der zur Rankmatte gehört. Als einer, der viel geredet aber auch viel gefragt hat.



«Chef» Kumkli Thömu mit Andy Egli, 2009 FCL-Trainer auf Zeit.

Thömu hat analysiert, immer seine Meinung kundgetan. Er war aber auch neugierig, hat nachgefragt und zugehört. Thömu war einer, der immer zu 100 Prozent dabei war, der direkt neben mir und der Bank stand. Thömu hat das Spiel laufend gelesen und kommentiert.»

Nein, er habe ihn nie genervt. Überhaupt nicht. Warum auch? Vielleicht, weil der Druck, zu siegen so gross war, dass ihn der zweite Mann neben ihm gestört haben könnte? Egli schüttelt den Kopf. Auch wenn er – zugegeben – bei seinen Trainereinsätzen in Biel, Zofingen oder Cham nie einen solch kurligen Menschen wie Thömu getroffen hatte: «Für den sportlichen Erfolg sind die Menschen verantwortlich. Die Spieler. Ihr Umfeld. Das ist die Basis. Thomas war ein Teil davon. Ich muss den Menschen zeigen, dass ich a) ihnen vertraue, b) weiss, was sie leisten können und c), dass sie in der Lage sind, über sich hinauszuwachsen, wenn die Rahmenbedingungen stimmen. Thomas war fester und wichtiger Teil dieses Rahmens – für die Spieler, die Betreuer, die Fans und mich.» Er habe sich nie die Frage gestellt, Thömu Kumkli – wenn auch sanft und mit grossem Respekt – vom Platz zu stellen. «Thömu war für mich in dieser kurzen Zeit emotionaler Teil dieses FC Langenthal. Kult! Thömu war integrierender Teil der Lösung. Er kannte alle Spieler – und alle Spieler kannten ihn. So selbstverständlich und einfach war das damals für mich.»

Zum Ehrenmitglied ernannt

Nicht ganz selbstverständlich scheint es für den aktuellen Vorstand des FCL gewesen zu sein, den Vereinsmitgliedern Thomas Kumkli zur Wahl als Ehrenmitglied des Vereins vorzuschlagen. Besagt doch das Regelwerk zu dieser Vergabe, die derart Geehrten müssten für den Verein «überdurchschnittliche Dienste vollbracht haben». Die Regel sorgte dem Vernehmen nach für Diskussionen. Dennoch: Der Vorstand stellte den Antrag, und die Mitglieder segneten diesen am 19. August 2022 an ihrer Versammlung ab: Thomas «Thömu» Kumkli ist ab sofort Ehrenmitglied des FC Langenthal. Wie sein Vater Gottfried «Gody» Kumkli, dem diese Ehre 1952 zukam.



1



2

1 Thomas Kumkli sitzt an der HV des FC Langenthal immer in der ersten Reihe. Langsam wird ihm am 19. August 2022 aber bewusst, dass Ehrenpräsident Guido Bardelli ihn der Versammlung zur Wahl als Ehrenmitglied vorschlägt. Kurz darauf klatschen alle FC-ler hinter ihm heftig Applaus. Einstimmig angenommen!

2 Ehrenpräsident Guido Bardelli gratuliert Thomas Kumkli.



Thömu dirigiert die FCL-Spieler in Richtung Spielfeld – zu den nächsten drei Punkten.

5.00 UHR MORGENS STREIFZUG DURCH DEN OBERAARGAU

Bild — Marcel «Masi» Marti



















DAS MÄDCHEN MIT DEM SCHMETTER- LING



*Statue
„Mädchen mit Schmetter-
ling“ und Modell*

Mutters Wunsch, irgendeinmal Vati zu überraschen mit einem Kunstwerk aus seines Kollegen Jakob Weders Hand, nahm im Herbst 1952 Gestalt an in der nebenstehenden, wertvollen Statue. Sie zeigt dich als zehnjähriges Mädchen. So bleibst du für uns in jenem Lebensabschnitt stets lebendig. Der Künstler, der bald dein Zeichnungslehrer wurde, formte dein Kinderbild mit grosser Freude und Hingabe. Er selber wollte sein Werk, das ihm gelungen schien, lieber in Bronze als nur in wenig haltbaren Gips giessen. Wir entschlossen uns denn dazu und bereuten es nicht. Immer wieder freuen wir uns an unserer ganz persönlichen Plastik, die einen Abschnitt deines längst hinter dir liegenden, schönen Kindesalters unvergänglich festhält.

ERINNERUNGEN

Text — Hans Christian Salzmännli, Jürg Liechti, Simon Kuert

Bild — Samuel Gerber

Text — Hans Christian Salzmann

Vor einigen Jahren machte uns eine in Langenthal aufgewachsene und wohnhafte Freundin darauf aufmerksam, dass an einer Abdankungsfeier, an der sie kürzlich teilgenommen habe, der Pfarrer auf die Figur vorne in der Kapelle des Krematoriums eingegangen sei: das sitzende Mädchen mit einem Schmetterling auf dem Handrücken. Sie wurde vom bekannten Langenthaler Künstler und Zeichnungslehrer Jakob Weder geschaffen. Der Pfarrer habe unter anderem erzählt, diese Figur stelle eine von Weders Töchtern dar. Unsere Freundin war aber immer davon ausgegangen, meine Schwester sei dafür Modell gesessen.



Das ist tatsächlich so. Eigentlich haben mich gleich drei Varianten des «Mädchens mit Schmetterling» durch die Kindheit begleitet. Da war einmal das lebendige «Original» (noch ohne Schmetterling), die mir immer sehr wichtige ältere Schwester. Dann gesellten sich die zwei Abgüsse des von Jakob Weder in Lehm geformten Modells dazu. Derjenige aus Gips stand lange auf einem Schrank im Schlafzimmer meiner Eltern. Dem Bronzeabguss war ein Platz auf dem Büchergestell im Wohnzimmer, später in der Alterswohnung meiner Mutter, beziehungsweise auf dem Balkon davor, reserviert. Weil ich die Entstehungsgeschichte der Figur und ihren Weg in die Kapelle des Krematoriums miterlebt habe, reifte der Gedanke, darüber zu berichten. Mein Schwager Jürg Liechti-Salzmann sowie Simon Kuert, Langenthaler Pfarrer und Kulturhistoriker, haben dazu zwei Texte geliefert, die alles Wesentliche aussagen. Hier noch die Ergänzung zur «Frühgeschichte» des «Mädchens mit Schmetterling».

Susann Liechti-Salzmann wurde am 19. November 1942 in Neuenegg geboren. Sie verstarb am 23. Dezember 2009 in Jegenstorf an einem Krebsleiden. Kurz nach ihrer Geburt sind die Eltern nach Langenthal gezogen, weil der Vater als Lehrer an die dortige Sekundarschule gewählt worden war. Hier wuchs sie bis zum Studium auf. Die Mutter, als Sekundarlehrerin sprachlicher Richtung ausgebildet, übte ihren Beruf nicht an einer Schule aus, sondern erteilte privaten Sprachunterricht. Mit dem bescheidenen Verdienst wollte sie ihren Mann anlässlich seines Geburtstags mit einer Plastik der Tochter überraschen. Diese Figur sollte aus der Hand des geschätzten Kollegen Jakob Weder stammen. Die Idee kam zur Ausführung, und von da an nahm das «Mädchen mit Schmetterling» in der Wohnung der Familie Salzmann eine wichtige Stellung ein.

Unsere Mutter hat für ihre beiden Kinder Fotobücher mit Text gestaltet. Auf den einschlägigen zwei Seiten schildert sie das Zustandekommen der «Statue» gleich selber – samt der fotografischen Gegenüberstellung der 10-jährigen Susann und dem Kunstwerk in Bronze.

Text — Jürg Liechti

Das kleine Mädchen, das Jakob Weder als Plastik des «Mädchens mit dem Schmetterling» skizzierte und modellierte, wurde nachmalig meine Berufskollegin im Medizinstudium und später meine Gemahlin. Bereits früh in unserer Bekanntschaft waren mir im Elternhaus von Susann Salzmann die beiden scheinbar identischen Figuren aufgefallen; die eine Statue – aus Gips, bronziert – zierte den Wohnraum, die andere Statue aus Bronzeguss war neben dem Sitzplatz draussen aufgestellt. Es war unverkennbar meine liebe Freundin und spätere Frau, die hier für alle Zeiten in ihrer frischen und zarten Jugend, einen Schmetterling betrachtend, in typischer Haltung mit angehobener rechter Hand, dargestellt war. Sie sprach nicht gerne über das Entstehen der Figuren, zumal sie sich grundsätzlich nie gerne ins Zentrum setzte. Sie erinnerte sich der Stunden bei Jakob Weder, als sie nur leicht bekleidet ruhig und still sitzen musste, als eher unangenehm und befremdlich kühl.

Jakob Weder war bei der Arbeit brummlig, rauchte Unmengen von Zigaretten – und die vielen bereits angefertigten und herumstehenden Plastiken im Raum empfand sie als bedrohlich. Sie nannte diese Figuren «Choge». Die Beziehung zu ihren kindlichen Abbildern war gelinde gesagt widersprüchlich bis ablehnend (der «Toggu») – doch sie wusste, wie sie mir mitteilte, dass ihre Eltern sehr stolz ihre verewigte Tochter betrachteten und dankbar waren für das wunderschöne Werk von Jakob Weder.

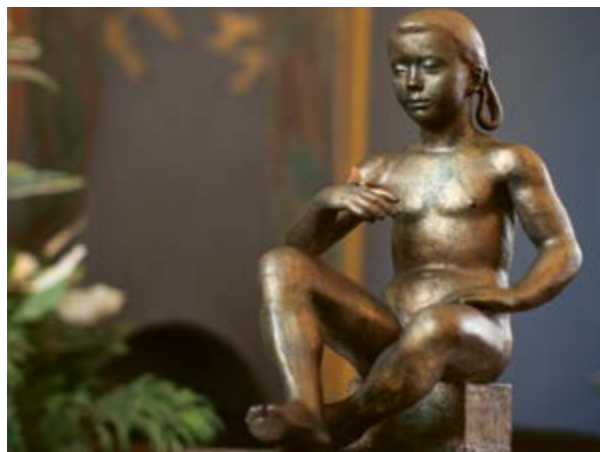
Wie erwähnt waren die eigenen Erinnerungen an das Entstehen der Plastik eher ungut. Sie befolgte als Modell einfach den Wunsch ihrer Mutter, dem Vater Hans Salzmann mit diesem unerwarteten Geschenk eine grosse Freude zu bereiten. Ihre Mutter hatte Jakob Weder mit dem heimlich erteilten Auftrag ein ausgezeichnetes Sujet zu einer Plastik und zugleich eine Verdienstmöglichkeit angeboten.

Die widersprüchlichen Erinnerungen an die Zeit als Modell dauerten bis in die letzten Monate ihres Lebens an, obschon sie auch die Schönheit der Figuren, von sich selber abstrahierend, anerkannte. So war sie auch gerne bereit, die Figuren in unser Haus nach Jegenstorf mitzunehmen, als das elterliche Heim nach dem Tod der Mutter geräumt werden musste. Allerdings hatte sie Mühe, die Figuren nun in unserer Wohnung zu platzieren. Sie wollte sich selber einfach nicht täglich begegnen.

Mit fortschreitender Krankheit und drohendem Lebensende war sie glücklich über den Vorschlag, eine Figur der Gemeinde Langenthal zu überlassen, um das bedeutende Lebenswerk von Jakob Weder mit diesem sonst nicht bekannten plastischen Werk zu dokumentieren. Fotos der Plastik «Mädchen mit dem Schmetterling» wurden der Kunstkommission zu Händen der Gemeinde Langenthal zugestellt. Es wurde für uns ein befreiendes, grosses Glück, dass Pfarrer Simon Kuert – Präsident der Kunstkommission – mit uns Kontakt aufnahm. In guten und intensiven Gesprächen, dokumentiert mit zahlreichen Schriften, machte er uns auf die tiefe und religiöse Bedeutung des Schmetterlings als Symbol der Wandlung des Lebens und Sterbens aufmerksam.

Susann, die ein Leben lang jeden Schmetterling in seinem tanzenden Flug oder auf einer Blume sitzend bewunderte, konnte nun mit ihrem plastischen Abbild, dem «Mädchen mit dem Schmetterling» und ihren negativen Erinnerungen Frieden schliessen. Simon Kuert war es auch, der vorschlug, die Figur im Saal des Krematoriums als Schmuck und Symbol aufzustellen. Symbol des Werdens und des Vergehens. Von der Figur geht Ruhe und Frieden aus, und manche Betrachter mögen ein Licht aus Zuversicht und Dankbarkeit erfahren.

Die bronzierte Gipsfigur wurde definitiv dem Präsidenten der Kunstkommission, Simon Kuert, zu Händen der Gemeinde Langenthal übergeben. Die bronzene Gussstatue bleibt im Gedenken an Susann Liechti-Salzmann im Besitz der Familie.



Text — Simon Kuert

Es war im Sommer 2009.

Ich erhielt Besuch aus Jegenstorf.
Susann und Jürg Liechti.

Susann ist in Langenthal aufgewachsen. Ihr Vater war noch mein Lehrer. Ich habe ihn als strengen Lehrer in Erinnerung, der auch zornig werden konnte. Als alter Mann besuchte er bei mir in Madiswil einmal einen Gottesdienst. Da begegnete er mir mild und liebenswürdig. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass er mir einmal als Schüler einen Schlüsselbund zuwarf, um mich zu disziplinieren.

Susann, seine Tochter, wirkte auf mich wie der Vater im Alter. Liebenswürdig und freundlich. Sie brachte eine Gipsfigur mit, die Jakob Weder, ein Freund der Familie, gestaltet hatte:

«Das Mädchen mit dem Schmetterling.» Lang sei diese Figur bei ihnen in Jegenstorf verstaubt im Keller gelegen. Sie zeigt ein junges, hübsches Mädchen, das einen Schmetterling bestaunt, der ihm auf die Hand geflogen ist.

Schmetterlinge haben eine grosse Symbolkraft. Das Mädchen scheint ganz hingerissen von dem feinen, zarten Tier.

«Es ist eine unglaubliche Symbolfigur. Was mich vor allem an ihm reizte, war, dass ich durch sein Auftreten quasi der Stille habhaft werden konnte. Auch ihr Liebesspiel ist wunderbar – besonders das Liebesspiel der Kohlweisslinge, wenn sie bis hoch in den Himmel hinauf ihre Balztänze aufführen.»

Das schreibt Gerhard Meier in seinem letzten Buch, «Ob die Granatbäume blühen» – und fügt dieser Beschreibung die folgende Beobachtung an: «Er sieht auf dem Rasen vor dem Haus einen schwarzen Fleck. Ein Stück Asche, denkt er. Er sieht, wie ein Schmetterling daherfliegt und den schwarzen Fleck begutachtet. Der Dichter sieht genau hin und merkt, wie der Fleck keine Asche ist, vielmehr ein toter Schmetterling – und der, der hinzufliegt, ist offenbar sein Partner. Er möchte mit ihm weiterhin den Balztanz aufführen, bis hoch in den Himmel. Aber es ist vorbei. Es ist die Begegnung zwischen Leben und Tod!»

Als Susann Jakob Weder als junges Mädchen Modell sass und den Schmetterling beobachtete, da sprühte sie vor Leben. Die Zukunft wartete hell und freundlich.

Jetzt, wo sie mir das Kunstwerk als Geschenk für die Kunstsammlung der Stadt bringt, steht sie an der Grenze des Lebens.

Wir sitzen im Wintergarten, und sie erzählt mir von ihrer Krankheit – offen und bewusst. Sie wisse, dass sie bald am Ende sei und der Tod sie einholen werde. Jürg und Susann sind realistisch. Als Mediziner wissen sie, dass die tödliche Krankheit nicht aufzuhalten ist.

Das Gespräch geht in die Tiefe. Es ist lebendig, und mitten in die Lebendigkeit gesellt sich die Ahnung des Todes.

Und draussen vor dem Fenster tanzen die Schmetterlinge im Garten.

Sie fliegen von einer Blüte zur andern und führen ihre Balztänze auf.

Ich wisse einen Platz für das «Mädchen mit dem Schmetterling» und schlage ihn Susann vor: Die Abdankungshalle. Der Ort im Dorf, wo der Tod immer gegenwärtig ist.

Ich merke, wie sie Mühe hat mit der Vorstellung, die Figur an diesem Ort aufzustellen. Ich muss mich erklären.

Ist nicht gerade dort, wo Menschen den Tod beklagen, ein Mädchen mit dem Schmetterling ein Symbol der Hoffnung? – Der Hoffnung für die Lebenden, dass sie das Leben geniessen sollen, wie das junge fröhliche Mädchen. Der Hoffnung aber auch für die Trauernden.

Im Schmetterling, jener gewaltigen Symbolfigur, ist doch beides anwesend. Das Leben und das Sterben. Das erfüllte Jetzt und das schöne Jenseits. Der Schmetterling, mit seiner Lebendigkeit und Schönheit Symbol des erfüllten Jetzt, ist geworden aus der verpuppten, scheinbar toten Raupe! Nur poetisch, nicht argumentativ, lässt sich diese Dialektik beschreiben.

Ich lese Susann das Gedicht von Nelly Sachs: Schmetterlinge. Die Sprachbilder dieses Gedichts lassen fühlen, warum «das Mädchen mit dem Schmetterling» an einen Ort gehört, wo Leben und Tod sich treffen. Susann beschäftigte sich mit diesem Gedanken in den Monaten, die unserem Gespräch folgten. Sie begleiteten ihren langen Abschied.

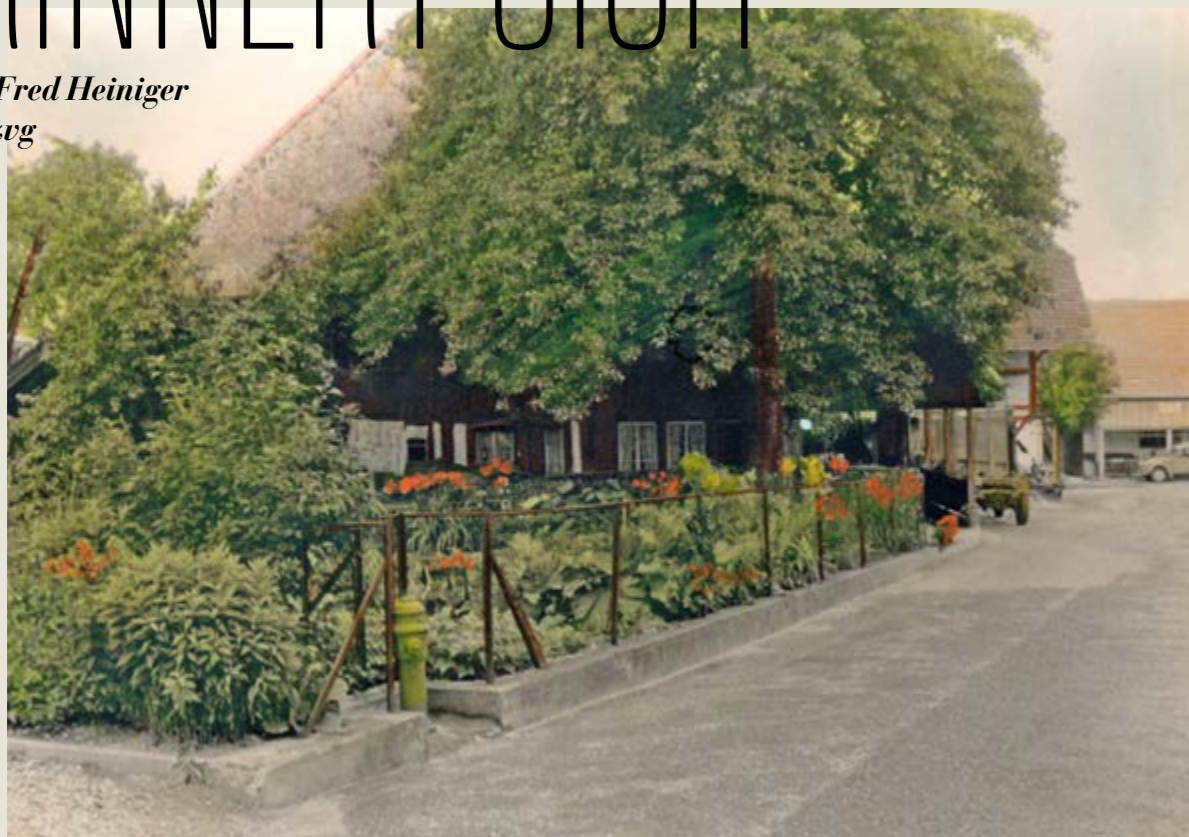
Welch schönes Jenseits
Ist in deinen Staub gemalt
Durch den Flammenkern der Erde
Durch ihre steinerne Schale
Wurdest du gereicht
Abschiedswebe in der Vergänglichkeiten Mass.

Schmetterling
Aller Wesen gute Nacht!
Die Gewichte von Leben und Tod
Senken sich in deinen Flügeln
Auf die Rose nieder
Die mit dem heimwärts reifenden Licht welkt.
Welch schönes Jenseits
Ist in deinen Staub gemalt.
Welch Königszeichen
Im Geheimnis der Luft!

«SO, MIR MACHE WITER» EIN SCHORERER ERINNERT SICH

Text — Fred Heiniger

Bild — zvg



Am 18. Mai 1947, einem Sonntag, wurde ich als sechstes und jüngstes Kind zu Hause an der Dorfgasse 62 in Schoren/Langenthal geboren. Laut Google war das Wetter 1947 in der Schweiz, vor allem aber im Mittelland, im Mai dieses Jahres allgemein zu warm und zu trocken. Meine Geschwister waren alle viel älter als ich. Meine Schwester Margrit hatte Jahrgang 1929, war also zum Zeitpunkt meiner Geburt 18 Jahre alt, und sie wurde auch zu meiner Patin, da vermutlich in der grossen Verwandtschaft die in Frage kommenden möglichen Paten «aufgebraucht» waren. Mutter war bei meiner Geburt bereits 41 Jahre alt, und ich war der «Näschtbutz», wurde von meinen Geschwistern meistens verwöhnt, wie das halt so ist beim Nachzügler.

Meine Eltern bewirtschafteten zu dieser Zeit, knapp zwei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, einen Landwirtschaftsbetrieb in Pacht an der Dorfgasse 62 im Ortsteil Schoren, welcher zu diesem Zeitpunkt seit fast einem halben Jahrhundert zu Langenthal gehörte.

Vater war zum Zeitpunkt meiner Geburt bereits 48 Jahre alt. Sein Jahrgang war also 1899. Nach seinen Erzählungen war er während des Zweiten Weltkrieges meistens im Aktivdienst an der Grenze. Meine Mutter bewirtschaftete während der Abwesenheit des Vaters zusammen mit meinen zwei älteren Brüdern den Betrieb. Geld und Essen waren knapp. Mutter erzählte, dass sie jeweils einen grossen Kuchen gebacken habe, wenn vieles nicht zur Verfügung stand, um den Hunger der zwei Brüder zu stillen. Das noch sehr nahe Kriegsende spürte man vor allem am fehlenden Geld.

Während ich auf dem Bauernhof aufwuchs, hatte ich eine schöne Kindheit und Jugendzeit. Wir hatten nicht viel, doch wir kannten nichts anderes. Ich genoss die wunderschönen Sommer – in den Ferien am Morgen nur Turnhose anziehen und den ganzen Tag die Wärme und Freiheit eines unbeschwerten Sommers geniessen... Oft musste ich jedoch mitarbeiten – auf den Feldern, beim Heuen im Sommer, wenn ich lieber in die Badi gegangen wäre wie meine Kollegen, im Frühling beim Kartoffeln setzen, von Hand, und diese im Herbst auflesen. Gut in Erinnerung habe ich noch, dass ich es genossen habe, wenn der «Härdöpfgraber» kam und ich mich barfuss von den weggeschleuderten Kartoffeln und der Erde bespritzen liess. Der Duft der frischen Erde

war unvergleichlich! Sehnsüchtig habe ich auch immer bei den Arbeiten auf dem Feld das «Zvieri» erwartet: Mutter füllte jeweils eine grosse Blechkanne «Münzete» mit Minzen aus dem Garten. Dazu Emmentaler Käse, Brot und Cervelats. Es war jeweils ein richtiges Fest. Leider dauerte die Pause nur etwa 15 Minuten, dann kam vom Vater meistens der gleiche Spruch: «So, mir mache witer.» Es war manchmal auch eine harte Zeit. Abends fiel ich müde ins Bett, das ich bis zu meinem Schulbeginn mit meinem vier Jahre älteren Bruder teilen musste.

Allgemein musste ich nicht sehr viel auf dem Bauernhof mitarbeiten. Vater merkte schon früh, dass dies nicht mein Ding war. Wenn Paul nicht anwesend war, was selten vorkam, war es meine Aufgabe, bei den Pferden auszumisten und sie zu füttern. Wir hatten zwei, Lise und Flöre. Dabei hat mich einmal Flöre mit dem Hinterhuf unabsichtlich getreten. Ich schrie vor Schmerzen laut auf, und Flöre zog ihren hinteren Lauf sofort zurück und schaute mich mit riesengrossen Augen an! Ich konnte richtig gut spüren, dass es ihr sehr leidtat. Damals spürte ich zum ersten Mal meine Verbindung und Liebe zu Tieren!

Solange ich mich erinnern kann, hatten wir Schafe. Im Frühsommer gingen sie auf die Alp, und im Herbst wurden sie nach Aarwangen zurückgebracht. Paul nahm mich jeweils als kleinen Buben mit, um das Mutterschaf abzuholen. Es war ein schönes Erlebnis, das Mutterschaf am Halsband aus der Herde herauszuführen und zu sehen, wie die im Sommer auf der Alp geborenen Lämmer hinter ihr hertröteten. Meistens waren es zwei Lämmer, und meine

Freude war immer riesengross. An eine solche Situation erinnere ich mich noch. Ich war etwa vier oder fünf Jahre alt. Im Frühling wurden die Schafe geschoren, und Mutter schickte die Wolle zum Verarbeiten und Färben. Von der gesponnenen Wolle strickte sie meinem Bruder und mir jeweils einen Winterpullover. Wenn diese neu waren, kratzte die Wolle auf der Haut. Es war unangenehm, ich hasste das. Auch schneiderte Mutter mir ab und zu Sonntagshosen, die nach meinem Geschmack unförmig und hässlich aussahen. Damals gefielen mir enge Hosen und farbige Pullover oder Hemden. Dazu spitze italienische Schuhe, möglichst aus Wildleder mit 4-Zentimeter-Absätzen, doch alle diese Dinge blieben Wunschträume.

Apropos Schafwolle: Als Kind war ich öfters krank, hatte geschwollene Halsdrüsen. Mutter war von alten Hausmitteln überzeugt. Ich musste jeweils mit Salbeitee gurgeln. Meistens hatte ich in diesem Zusammenhang auch Angina. Dann kochte Mutter Eichenrinde aus, legte Tücher in den Sud, die sie mir heiss um den Hals auf die geschwollenen Drüsen wickelte. Anschliessend wurde ungereinigte Schafwolle aufgelegt und das Ganze mit einem Halstuch eingebunden. Einmal, ich lag bereits zwei Wochen krank im Bett, sollte ich wieder in die Schule. Ich musste die ganze Prozedur am Morgen über mich ergehen lassen und so zur Schule gehen. Der Eichenrindensud roch unangenehm, und die Schafwolle kratzte erbärmlich. Doch es half, denn die Schwellung ging zurück, und ich wurde wieder gesund.

Etwa mit 12 Jahren wurden Jeans modern, und ich lag der Mutter tagelang in den Ohren, mir doch ein solches Paar Hosen zu kaufen. Jeans waren eine neue Mode. Alle Jungs wollten sie tragen. Sie waren angesagt. Wer ein Paar besass, war bei den Kollegen angesehen! So ging Mutter schliesslich mit mir an einem Nachmittag in die Tuch AG und sagte zum Verkäufer: «Mir hätte gärrn äs paar Blutschinghose.» So kam ich zu meinen ersten Jeans, die zwar nicht genau meinen Vorstellungen entsprachen, weil sie zu gross waren. Mutter meinte, die müssten mir auch in den nächsten zwei Jahren noch passen...!

Im Sommer kamen befreundete Männer und Nachbarn beim Heuabladen zu Hilfe. Mein Bruder musste jeweils den Fridu G., der in der Farb wohnte, mit dem Velo benachrichtigen gehen, dass wir seine Hilfe brauchten. Telefon



Ich, etwa 2 1/2-jährig

hatten wir nicht – und die Nachbarin, Frau Nyffenegger, konnten wir nicht immer belästigen. Zudem hatte der Fridu ja auch keinen Telefonanschluss. Nach dem Abladen, meistens so um acht Uhr abends, gab es dann «Znacht». Geblieben von diesen Abenden sind mir drei Dinge:

Der Fridu hatte eine Vorliebe für möglichst «blütterigen» Speck! Genüsslich biss er mit offenem Mund auf dieses fettige Etwas, was ein knackiges Geräusch erzeugte und bei mir einen Brechreiz auslöste.

Wenn das Gespräch oftmals in Richtung «Kinderzeugen» ging, sagte Vater, manchmal schon ein wenig angeheitert, wie er das gemacht habe: Das linke Bein heben, gibt ein Mädchen und das rechte Bein heben gibt einen Buben... oder umgekehrt, genau weiss ich das nicht mehr. Die jüngeren Nachbarn lachten sich krumm ob dieser Aussage und Mutter sagte, er solle doch nicht vor den Kindern so «Zügs brichte...». Vater war ein erstklassiger Unterhalter. Die Abende nach dem «Abladen» waren immer sehr unterhaltsam...

Die Geschichten, die mein Vater immer erzählte... Von den unheimlichen Begegnungen, die zu nächtlicher Stunde manchen Leuten passierten...

Der Vater

Er wuchs in Wyssachen auf. Mit 10 Jahren musste er von zu Hause fort. Sein Vater, mein Grossvater, den ich leider nie kennengelernt habe, konnte nicht sieben Kinder ernähren – und Vater kam zu einem Müller, zum Arbeiten verdingt.

Nach der Schule heimrennen und arbeiten... Sein «Gade» war ungeheizt, und im Winter waren manchmal am Morgen die Schuhe am Boden angefroren! Das Erstaunliche daran: «Ätti» hat sich nie über diese Zeit beklagt!

Vater war ein wunderbarer Erzähler und konnte das Ganze jeweils ausschmücken mit Worten und Gesten und seiner Mimik.

Immer wieder erzählte er unheimliche Geschichten: Etwa von dem «Froueli», das jeweils um Mitternacht auf einer Krette den jungen Leuten erschien, die diesen Weg nehmen mussten, um nach dem «Chüute» nach Hause zu kommen. Ein junger Bursche habe einmal das «Froueli» angesprochen. Dieses habe ihn angeschaut und ein furchtbares «Hiiiiiiiiii» als Antwort gegeben...



Mutter und Vater um 1968 und 1986



Mutter mit mir, vermutlich 1952.



Mutter mit Willi und mir, vermutlich 1951.

Viele solche Geschichten hat er erzählt. Ich wollte sie als Kind immer wieder hören, obwohl ich dann jeweils voller Angst, bevor ich ins Bett ging, unter dieses schaute, ob nicht jemand sich dort versteckte und mich dann in der Nacht mitnehmen würde.

Aus Spargründen – und vermutlich auch aus Angst – ging Vater nie zum Zahnarzt, und seine Zähne waren mit den Jahren schwarz geworden, was sehr hässlich aussah. Oft war er schlecht gelaunt, schmiss nach dem Essen das Besteck in den Teller, sprach kein Wort, stand auf und nahm seinen Mittagsschlaf. Auf unsere Frage, was los sei, flüsterte Mutter: «Dr Ätti hett Zangweh» oder: «Dr Ätti hett Gsüchti.»

Die Mutter

Mutter hatte eine ähnliche Jugend wie der Vater. Sie wurde auch in Wyssachen, auf der «Röndle», geboren. Sie waren 12 Kinder, und natürlich musste sie mit etwa 10 Jahren ebenfalls von zu Hause weg, denn Grossvater konnte damals nicht eine so grosse Familie ernähren.

Als Mutter als ungefähr 10-jähriges Mädchen von zu Hause wegmusste, kam sie, so erzählte sie es immer, zum «Bäbi». Unter anderem musste sie die Zähne mit Asche putzen... Kaminfeger hätten auch schön weisse Zähne, so erklärte ihr das «Bäbi» dies... Mit 20 Jahren waren die Zähne kaputt und mussten durch ein Gebiss ersetzt werden.

In Erinnerung geblieben ist mir auch, dass am Abend, nach getaner Arbeit, Vater am Tisch sass und Heftli las, während Mutter auf der «Ofechouscht» sass und mit dem «Ankni» von Hand Butter, eben «Anke», machte. Das Geräusch vom Drehen der Kurbel wurde immer langsamer und verstummte irgendwann für einige Sekunden, um dann plötzlich – nach einem tiefen Seufzer von Mutter – wieder einzusetzen. Mutter war eingeschlafen.

Als meine Eltern die Pacht meinem Bruder Paul übergaben, hatte Mutter offenbar plötzlich zu wenig Beschäftigung. Im Amts-Anzeiger wurde eine Putzfrau gesucht. Mutter bewarb sich und bekam den Job. Bald kamen noch andere dazu, und so verdiente Mutter zum ersten Mal in ihrem Leben eigenes Geld. Das sparte sie sich sorgsam zusammen und legte es auf die Seite... Als Vater gestorben war, lebte Mutter allein in der vorderen Wohnung im Bauernhaus. Mit zuneh-

mendem Alter litt sie mehr und mehr unter körperlichen Beschwerden. Das Gehen fiel ihr immer schwerer. Mit 82 Jahren stellte man bei ihr Darmkrebs fest und operierte. Im Alter von 86 Jahren musste sie eine zweite Darmoperation über sich ergehen lassen. Sie überstand diese sehr gut – und obschon die sanitären Verhältnisse im Bauernhaus schlimm waren, wollte sie weiterhin in ihrem geliebten Heim bleiben. Während des zweiten Spitalaufenthalts versuchte ich, ihre Wohnung im Bauernhaus etwas auf Vordermann zu bringen.

Da die Wohnung leider beim Spitalaustritt immer noch nicht fertig war, musste Mutter in ein Ferienbett in einer Pflegeeinrichtung. Das war ein schlimmer Moment für sie. Tränen flossen. Ich musste ihr versprechen, sie nach Fertigstellung der Küche nach Hause zu holen. Ihren Mitbewohnern erklärte sie dann auch, dass sie nur vorübergehend dort sei. Die lachten sie aus und sagten, das könne sie vergessen, das seien nur leere Versprechungen ihres Sohnes (mir). Sie werde den Rest ihres Lebens in der Geriatrie verbringen...

Den Moment, als ich Mutter, im Rollstuhl sitzend, hinausschob, um sie nach Hause zu holen, werde ich nie mehr vergessen: Wie eine Königin winkte sie triumphierend nach links und rechts, um sich von ihren vorübergehenden Mitbewohnern zu verabschieden... «Ich habe es euch ja gesagt, dass ich wieder nach Hause gehen kann», so wirkte es auf mich. Wieder einmal hatte ich Tränen in den Augen...

Das Schönste für Mutter war, dass sie nochmals einen ganzen Sommer im Bauernhaus bleiben konnte, bei warmem Wetter auf dem «Leubli» sitzen und mit den Leuten, die vorbeikamen, einen kurzen Schwatz halten.

Bauernhofleben

Wir waren praktisch Selbstversorger. Kartoffeln hatten wir zur Genüge. Mehl für Brot war ebenfalls im Überfluss vorhanden: Jeweils Anfang Woche musste ich mit einem Sack Mehl in die Bäckerei, die sich damals noch in der Wirtschaft «Ochsen» in Schoren befand. Bäcker war der Schenk. Seinen Vornamen weiss ich nicht mehr. Der Schenk buk dann jeweils sieben grosse Brote von unserem Mehl, die meistens für eine Woche reichten. Ich freute mich immer sehr, wenn das Brot frisch und knusprig war und so fein duftete. Wir durften aber kein frisches Brot essen. Mutter sagte immer, der Ätti wolle das

nicht. Es musste mindestens zwei Tage alt sein... Später habe ich begriffen, was der Grund war: Es war noch ein Überbleibsel aus seiner Jugend. Bei frischem Brot ass man zuviel davon, weil es halt besser schmeckte als zwei- oder mehrtägiges Brot! Später, als im «Ochsen» kein Brot mehr gebacken wurde, war unser Bäcker dann der Brönnimann an der Schorenstrasse.

Zweimal pro Jahr wurde auf dem Bauernhof eine Sau geschlachtet. Dafür musste die Stube zum Teil ausgeräumt werden. Der Gestank von Fleisch und Blut hing noch wochenlang in der Luft – trotz intensivem Putzen und Herauswaschen der ganzen Stube! Ich war immer an der Grenze zum Kotzen. Um die Sau zu schlachten und zu verarbeiten, kam ein Störmetzger. Wir nannten ihn «Chölu». Er war gross, dick und hatte rötliche Resthaare... für mich «ä Gruusige». Beim Hantieren mit dem Messer, mit dem er das Fleisch schnitt und bearbeitete, gab er immer so komische Geräusche von sich. Diese hörten sich an wie das Grunzen eines Schweines...

Zu essen gab es dann jeweils für etwa drei Wochen nur Blut- und Leberwürste, von denen ich NIE auch nur einen Bissen gegessen habe! Ich habe mich geweigert, so etwas in mich hineinzustopfen, welches bei mir schon nur beim Riechen einen Brechreiz auslöste. Mir wurde schon schlecht, wenn ich zusah, wie diese ekligen Würste gemacht wurden... die Scheisse aus den Därmen drücken und den ganzen, für mich übelriechenden Sud mit einer Kelle in diese einfüllen! Beim Essen wurde dann der Inhalt der Därme auf den Teller gedrückt. Für mich sah das Ganze genau gleich aus, wie wenn man Scheisse auf den Teller drücken würde...!

Eine Aufgabe für mich war, den Familien, die das Jahr hindurch in irgendeiner Weise beim Arbeiten auf dem Hof geholfen hatten, «z Metzg» zu bringen und zwar in Form von Blut- und Leberwürsten. Ich hoffte immer, dass Mutter möglichst viele von diesen für mich «grusigen» Würsten weggeben würde – jedoch vergebens! Mittag- und Abendessen war auf dem Speiseplan Blut- und Leberwurst mit Apfelschnitzen, die es jedoch immer gab und die ich sehr liebte – wie auch am Abend die beste Rösti von Mutter, die bis zum heutigen Tag unerreich ist! Im «Söischmutz» geröstet mit einer «Chrume» obendrauf... ein Traum zum Geniessen! (Heute aber für mich lieber ohne «Söischmutz!»)



Meine Familie um 1956

Die Haltung der Schweine war schlimm, doch in der damaligen Zeit kannte man nichts anderes. Auf dem Bauernhof waren sie in zwei fensterlosen Ställen eingepfercht, pro Stall jeweils zwei. Zweimal in der Woche, Dienstag und Donnerstag nach dem Mittagessen, durften sie sich für etwa 20 Minuten in einem «Fährech» im Dreck suhlen und die frische Luft geniessen. Meine Aufgabe war, die Säue vom Stall über die Terrasse in den «Fährech» zu treiben, der sich hinter dem Haus befand.

Viele Jahre später sollten solche Erlebnisse der Auslöser sein, dass ich Vegetarier wurde. Der Bauernhof an der Dorfgasse 62 in Schoren ist eines der ältesten Häuser von Langenthal. Mir ist im Sinn, ich hätte damals irgendwo eine Jahrzahl eingebraunt gesehen: 1761 oder 1781. So genau weiss ich das nicht mehr. Das Haus wurde später von der Erbgemeinschaft verkauft – der Wohnteil und das Ökonomiegebäude separat.

Die Scheune wollte man umbauen, doch während des Umbaus stellte man fest, dass eine Renovation nicht möglich war. Alles wurde neu aufgebaut – nach Vorgaben des Heimatschutzes. Meine Erinnerung geht so weit zurück, dass ich noch weiss, dass die Küche eine sogenannte «Rouchchuchi» war. Fliessend Wasser war nur draussen vor der Türe. Im Winter war manchmal am Morgen die Wasserleitung eingefroren. Gekocht und geheizt wurde mit Holz. Warmwasser machte man im sogenannten «Schiff», einem Kupferbehälter, dessen Wasserinhalt beim Heizen des Kochherdes und gleichzeitig des Sitzofens heiss gekocht wurde.

Jahre später wurde die Küche umgebaut. Der Wasseranschluss (nur kalt!) wurde in die Küche hineingezogen, eine Zwischendiele eingebaut, und es kamen ein elektrischer Kochherd und später ein Kühlschrank dazu. Den Kauf der ersten elektrischen Waschmaschine (vorher wurde einmal im Monat die Wäsche in einem riesigen «Wöschhufe», der mit Holz befeuert wurde, gekocht und gewaschen...) habe ich noch so in Erinnerung, dass an einem Abend eine Frau, die stark geraucht hat, und ein Mann bei uns vorbeikamen und uns in der Küche die Waschmaschine vorführten und verkauften. Solche Besuche waren für mich immer ein Erlebnis. Ich beobachtete die Leute, und meistens bekam ich von ihnen ein Schoggistängeli oder andere Süssigkeiten, die wir sonst nicht hatten.

Die hintere Küche blieb eine Rauchküche, wo die ortsansässigen Metzger jeweils ihr Fleisch ins «Chömi» hängten, um es zu räuchern.

Badezimmer oder Dusche waren natürlich nicht vorhanden, und auf das WC musste man zu den Schweinestallungen gehen. Es befand sich zwischen diesen beiden Ställen, wo man auch das Schweinefutter, das vorwiegend aus Küchenabfällen bestand, in die Tröge goss.

Das WC war ein Plumpsklo und stank manchmal fürchterlich! Anstelle von WC-Papier lagen Zeitungen und Heftli bereit... Man kannte nichts anderes. Später, als ich älter wurde, bekam die Körperhygiene immer mehr Gewicht, und ich stellte jeweils einen Zuber in die Küche, goss warmes Wasser hinein und konnte mich so waschen und beginnen, meinen Körper zu erforschen und wahrzunehmen...!

Im «Stöckli», vis-à-vis des Bauernhauses, wohnten zwei alte Frauen – die Schwestern Margrit und Jeanne. Sie waren verantwortlich für Ernst, ihren Mitbewohner. Er war der einzige Nachkomme vom alten Ernst Burri, dem das Stöckli, «unser» Bauernhaus und das «Christen-Bauernhaus» 50 Meter neben uns, mitsamt allem zugehörigen Land gehörte. Ernst war debil und konnte kaum verständlich sprechen. Die beiden Schwestern schotteten ihn meistens ab. Wir Kinder durften selten mit ihm sprechen. Manchmal sass er auf der Bank vor dem Haus und liess sich von der Sonne wärmen. Oft benutzte ich diese Momente, um mit Ernst ein wenig zu sprechen. Nebst seiner Debilität war er fast vollständig blind. Doch ich erinnere mich, dass meine Worte manchmal ein kleines Lächeln auf sein Gesicht zauberten. Leider kam dann meistens Margrit, eine der beiden Schwestern, und nahm Ernst wieder mit ins Haus – weg von uns...

Diese Zeit, meine Kindheit, war ein echtes Geschenk. Doch irgendwann passierte irgendwas. Ich glaube, ich wurde gross und merkte es nicht, aber die Zeit verging. Viel Zeit verging!

JÜRIG STAUFFER DER LANGETE ENTLANG

Text — Silvan Rüssli

Bild — Jürg Stauffer



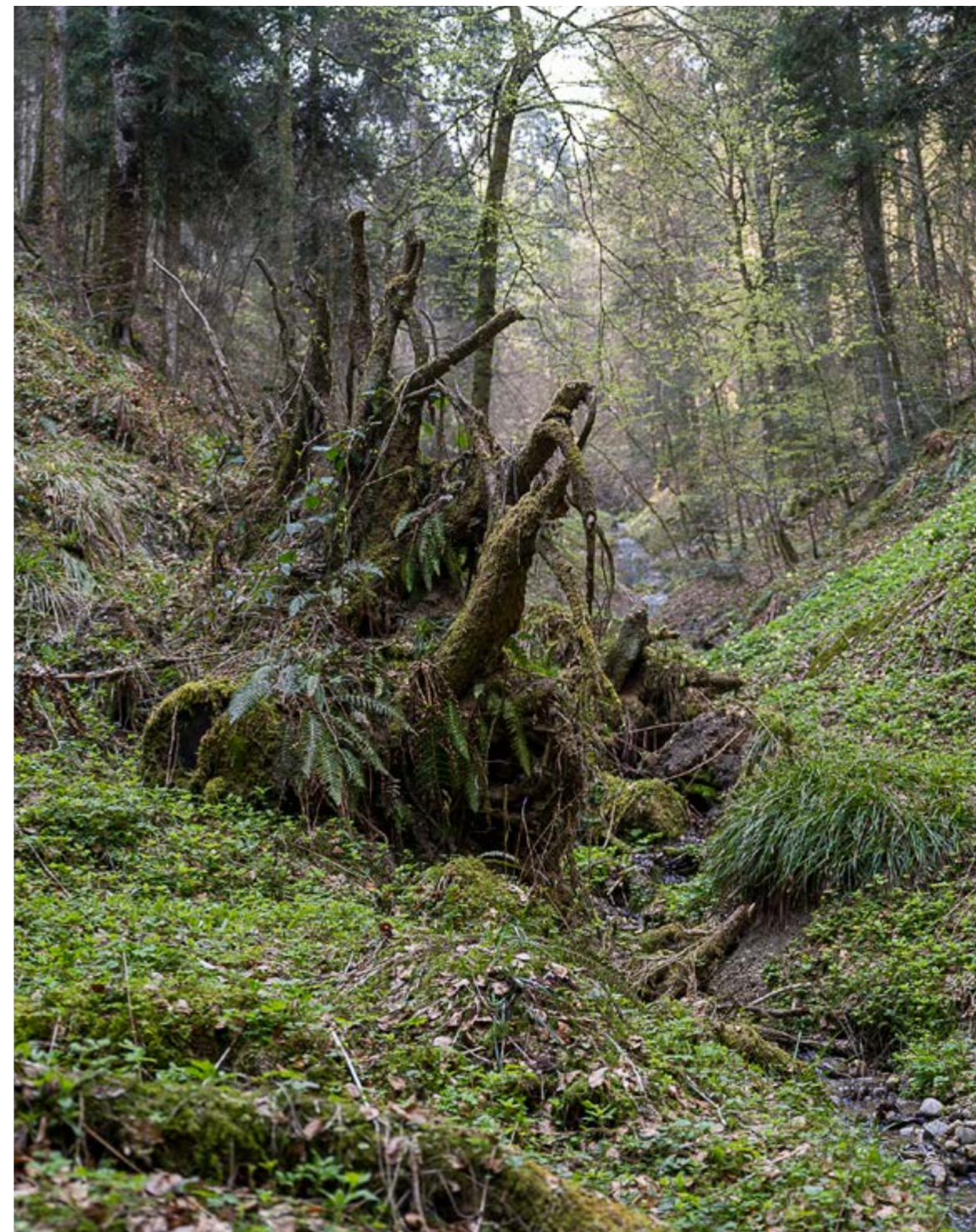
Die Langete durchfliesst den gesamten Oberaargau von Süd nach Nord. Sie prägt die Natur- und Kulturlandschaften im östlichen Oberaargau auf vielfältigste Weise, von ihrem Quellgebiet am Ahorngrat bei Eriswil im Napfmassiv bis zu ihrem Zusammenfluss mit der Rot bei Roggwil, bevor sie dann auf der Kantonsgrenze zwischen den Kantonen Bern, Solothurn und Aargau als Murg in die Aare mündet. Für das vorliegende Jahrbuch Oberaargau 2022 hat der Langenthaler Fotograf Jürg Stauffer ein tolles Portfolio mit starken Schwarz-Weiss-Fotografien entlang der Langete erarbeitet, in das wir uns auf den folgenden Seiten vertiefen können. Jede seiner Fotografien zeigt die Langete als Teil einer spezifischen Natur- oder Kulturlandschaft, aber immer wieder neu und anders ist dabei das Zusammenspiel zwischen dem Gewässer, der Natur, dem Kulturraum und gegebenenfalls den Kulturbauten von uns Menschen, die die Landschaft stark vereinnahmt haben.

Jürg Stauffer hat seine Fotografien den Flusslauf entlang geordnet, auf den 31 Kilometern und 480 Höhenmetern von der Quelle der Langete bis zur Mündung in die Murg. Mal steht die Langete dominierend im Zentrum der Fotografien, erst als Bach und später als Fluss, mal verschmilzt sie mit der naturnahen Landschaft oder verschwindet ganz im landwirtschaftlichen Kulturland, mal wird sie von den verschiedensten Kulturbauten entlang der Langete beherrscht oder tritt mit ihnen in machtvollen Dialog. Dieses kontrastreiche Zusammenspielen von Natur, Kultur und Mensch beschäftigt Jürg Stauffer bereits seit Jahrzehnten und findet sich in seinen Fotografien immer wieder.

Die Fotografien von Jürg Stauffer fangen die unterschiedlichsten Stimmungen entlang der Langete ein. Im Wald oder im Gehölz im Quellgebiet wirkt der Bach naturnah. Weiter nördlich haben zivilisatorische Eingriffe nicht nur den Fluss begründet und kanalisiert, sondern auch das landwirtschaftliche Kulturland gebändigt und nutzbar gemacht. Schwellen, Dämme, Wehre, Mauern und Uferverbauungen fügen die Langete in den Kulturraum ein. In den historischen Wässermatten hingegen bleibt die Langete urtümlich. Im dörflichen oder kleinstädtischen Siedlungsraum stehen die Kulturbauten von uns Menschen direkt an (teilweise sogar über) der Langete, die sich ihren Platz jedoch bewahrt und behauptet. Und immer wieder machen Brücken verschiedenster Gestalt – aus Holz,

Stein, Beton oder Metall – die Langete begehbar und passierbar. Idyllisch wirken die von Jürg Stauffer fotografierten naturnahen Landschaften, Landwirtschaftsflächen und kulturellen Siedlungsräume entlang der Langete allerdings nie. Die Naturräume erscheinen vielmehr kraftvoll, die Landwirtschaftsflächen bodenständig und die Kulturbauten solide. In einigen der Fotografien kommt auch die Wasserkraft der Langete mit ihrer potenziellen Bedrohlichkeit deutlich zur Wirkung. Gemeinsam ist den Fotografien des Portfolios neben der stets präsenten Langete, dass immer wieder besondere Kontraste oder grafische Aspekte die Bildwirkungen beherrschen und so den Fotografien teilweise Dramatik, teilweise Ruhe und Struktur geben. Jürg Stauffer hat seine Fotografien entlang der Langete gezielt digital bearbeitet, um diese Kontraste und grafischen Strukturen aktiv zu verstärken.

Der Fotograf Jürg Stauffer sieht sich selber mehr als Handwerker denn als Künstler. Fotografie ist für ihn Handwerk; er «liest in der Landschaft», wenn er fotografiert. Häufig gebraucht er auch den Begriff des Gestalters, wenn er seine Tätigkeiten umschreibt. Seit 2007 hat Jürg Stauffer ein eigenes Atelier für Fotografie und Gestaltung in Langenthal, von 1987 bis 2007 war sein Atelier in Solothurn. In Langenthal grenzt sein Atelier nahe beim Wuhrplatz direkt an den Sagibach, der nur wenige Meter weiter unten der Langete zufließt. Auf seinem Weg ins Atelier überquert er deshalb jeden Tag die Langete auf dem Wuhrplatz.



Eriswil, Fritzenfluhwald



Eriswil, beim Weiler Langeten



Huttwil, Häberewäldli



Rohrbach, am Bach





Madiswil, Langete-Entlastungsstollen



Lotzwil



Langenthal



Langenthal





Langenthal, beim Vorder Brüel



Roggwil, Klein-Wasserkraftwerk «Güllenbrücke»



Roggwil, Zusammenfluss Langete und Rot

JÜRIG STAUFFER PORTFOLIO

Text — Silvan Rüssli

Bild — Jürg Stauffer



Die Themenschwerpunkte der Fotografierarbeiten von Jürg Stauffer sind die Natur, Landschaften, Reportagen, die Architektur und Porträts von Menschen. Von 1976 bis 1987 und erneut von 1998 bis 2014 war Jürg Stauffer als Fotograf und Ausstellungsgestalter auch am Zoologischen Museum der Universität Zürich Teilzeit angestellt und konzipierte, gestaltete und realisierte sowohl dort als auch andernorts kulturhistorische Ausstellungen. Dieses Ineins von fotografischem Dokumentieren und gestaltendem Präsentieren macht Jürg Stauffer als Fotograf (oder eben als Gestalter) aus. Umso schlüssiger sind die Kontraste und die grafischen Strukturen, die seine Schwarz-Weiss-Fotografien entlang der Langete zumeist prägen und die sich auch in der kleinen Auswahl aus seinem Gesamtschaffen auf den folgenden Seiten immer wieder finden. Die Frage drängt sich auf, inwieweit Jürg Stauffer in seinen Fotografien die Langete, die Natur und die Kultur von Menschenhand ganz bewusst «in Szene setzt». Die Antwort darauf bleibt uns beim Betrachten seines Portfolios selber überlassen.

Jürg Stauffer
Atelier für Foto und Gestaltung

Seit 2007 in Langenthal,
1987 – 2007 in Solothurn.
Teilzeitanstellung am Zoologischen
Museum der Universität Zürich
1976 – 1987, 1998 – 2014.

Arbeiten, Preise, Ausstellungen

2022 Buchprojekt «Grimsel. Kontraste»
2022 Gruppenausstellung
«Kultur-Schaukasten Langenthal»
2021 Künstlerporträts Langenthal
«Wir sind wieder da»
2021 «Wasserwelten», photoSchweiz
2020 Gold und Silber Chromatic
Awards 2020
2016 – 19 Co-Projektleitung neues
Archäologisches Museum Kanton
Solothurn
2018 Strandgut. Einzelausstellung,
Umweltfotofestival «horizonte zingst»
2017 Fotos Kunstdenkmäler der
Schweiz, «Solothurn III Sakralbauten»
2016 Einzelausstellung, Bleienbach
2015 Co-Projektleitung Ausstellung
«Wer is(st) denn da? – 80'000 Jahre
Essen und Trinken»
2014 Einzelausstellung «Strandgut»,
Zoologisches Museum der Universität
Zürich
2011 «Fotografie der Gegenwart am
Jurasüdfuss». Gruppenausstellung
und Publikation
2005 Buch «Leben am Jurasüdfuss»
1999 Anerkennungspreis Wettbewerb
«Arbeit», Solothurn
1995 Fotos «Bahnpionier»,
Schweizerische Verkehrszentrale
1992 – 95 REVUE Schweiz, Reportagen,
Schweizerische Verkehrszentrale
1994 Wettbewerb «Berg», Spezialpreis,
Naturhistorisches Museum Fribourg
1991 Multimedia-Schau «Eiszeiten»,
Zoologisches Museum der Universität
Zürich
1990 Gruppenausstellung «Fremd»,
Palais Besenval, Solothurn
1989 Buch «Wasser-Fall Graubünden»,
mit Hanspeter Guggenbühl
1981 SBB/Nikon Fotowettbewerb,
2. Preis
1968 – 71 Fotografenlehre
bei Max Buchmann, Fotograf SWB



- 1 Plakat für die Eidgenössische Atomschutz-Initiative. Fotomontage aus der Dunkelkammer. 1979.
- 2 «Untendurch». Fotoserie von Unterführungen, abgedruckt im Tages-Anzeiger-Magazin. 1984.



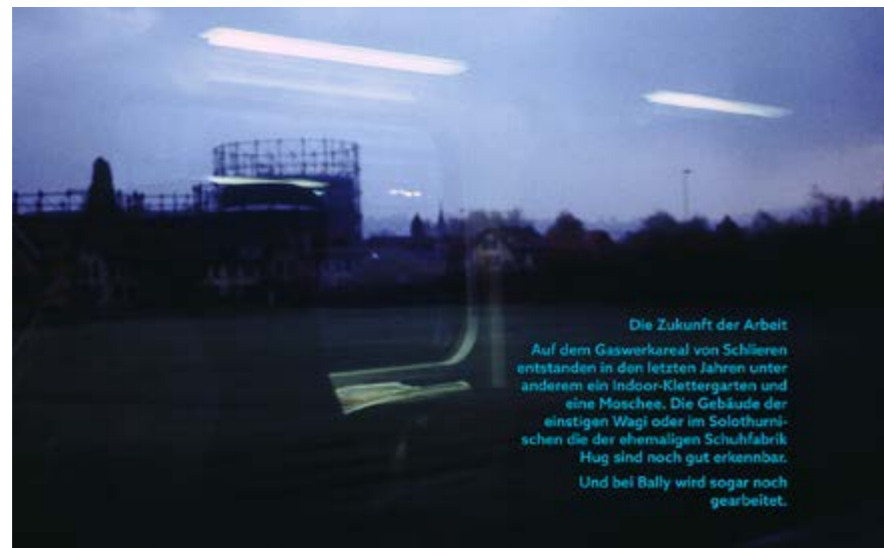
3 Journalisten-Reise nach Senegal im Auftrag des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz HEKS, unterstützt von «700 Jahre Eidgenossenschaft». 1991.

4 In den 1990er-Jahren fotografierte Jürg Stauffer für mehrere Ausgaben der «REVUE Schweiz» der Schweizerischen Verkehrszentrale (heute: Schweiz Tourismus). Die Arbeitsweise: Eine Woche Aufnahmen in einer Region der Schweiz, danach zwei Wochen Arbeit in der Dunkelkammer. Kontaktbogen von Aufnahmen für die Laufental-Nummer. 1992.

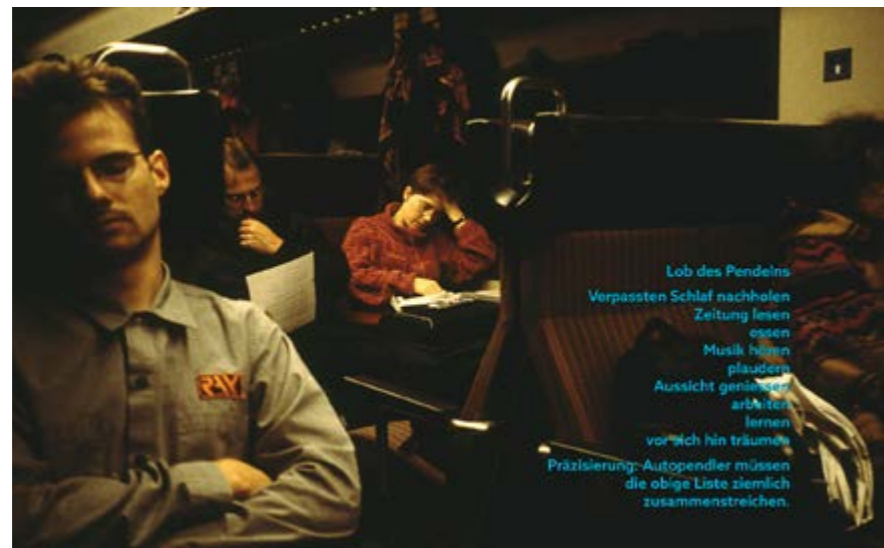




Ein Pendlerleben
 Vor 30 Jahren, während der Lehre, fuhr ich regelmässig mit Bus und Zug von meinem Wohnort im Oberland in die Stadt Zürich und abends zurück. Natürlich sassen in den Bussen zu den gleichen Zeiten immer wieder die gleichen Leute.
 Kürzlich begegnete ich einem oder zwei von ihnen wieder, als ich zur Heimkehrzeit wieder einmal mit dem Bus in meinen ehemaligen Wohnort fuhr.



Die Zukunft der Arbeit
 Auf dem Gaswerkareal von Schlieren entstanden in den letzten Jahren unter anderem ein Indoor-Klettergarten und eine Moschee. Die Gebäude der einstigen Wagi oder im Solothurnischen die der ehemaligen Schuhfabrik Hug sind noch gut erkennbar. Und bei Bally wird sogar noch gearbeitet.



Lob des Pendelns
 Verpassten Schlaf nachholen
 Zeitung lesen
 essen
 Musik hören
 plaudern
 Aussicht geniessen
 arbeiten
 lernen
 vor sich hin träumen
 Präzisierung: Autopendler müssen die obige Liste ziemlich zusammenstreichen.

5



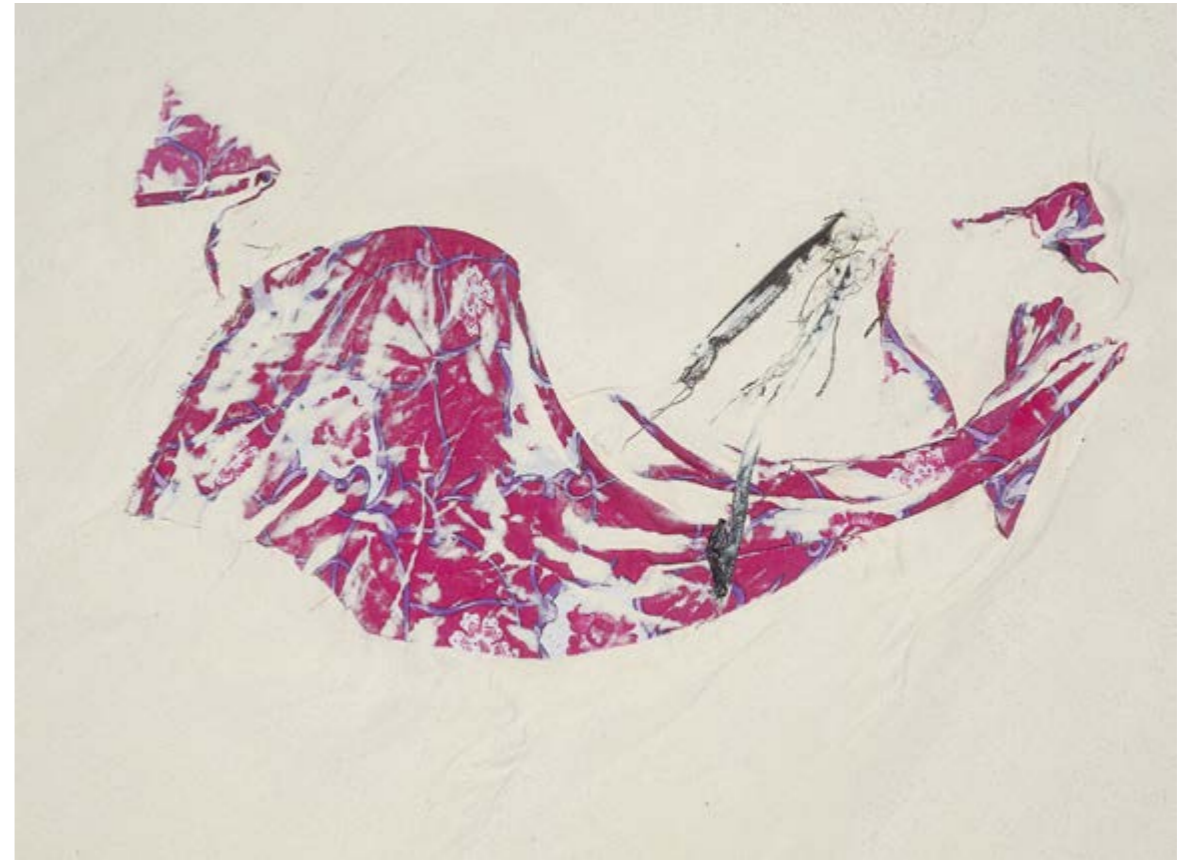
5 «Ein Pendlerleben». Die Foto-Text-Montage wurde beim Wettbewerb «Arbeit» verschiedener Solothurner Institutionen mit einem Anerkennungspreis ausgezeichnet. 1999.

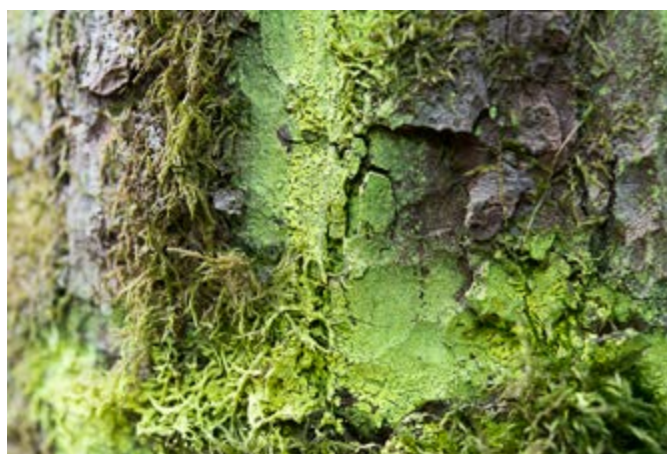


6 Fotoaufnahmen im Depot des Zoologischen Museums der Universität Zürich für die Ausstellung «Sammelsurium». 2007.

7 «Strandgut» (Sansibar). Erster Preis im Epson Digigraphie-Fotowettbewerb mit Einzelausstellung am Umweltfestival «horizonte zingst». 2018.

6





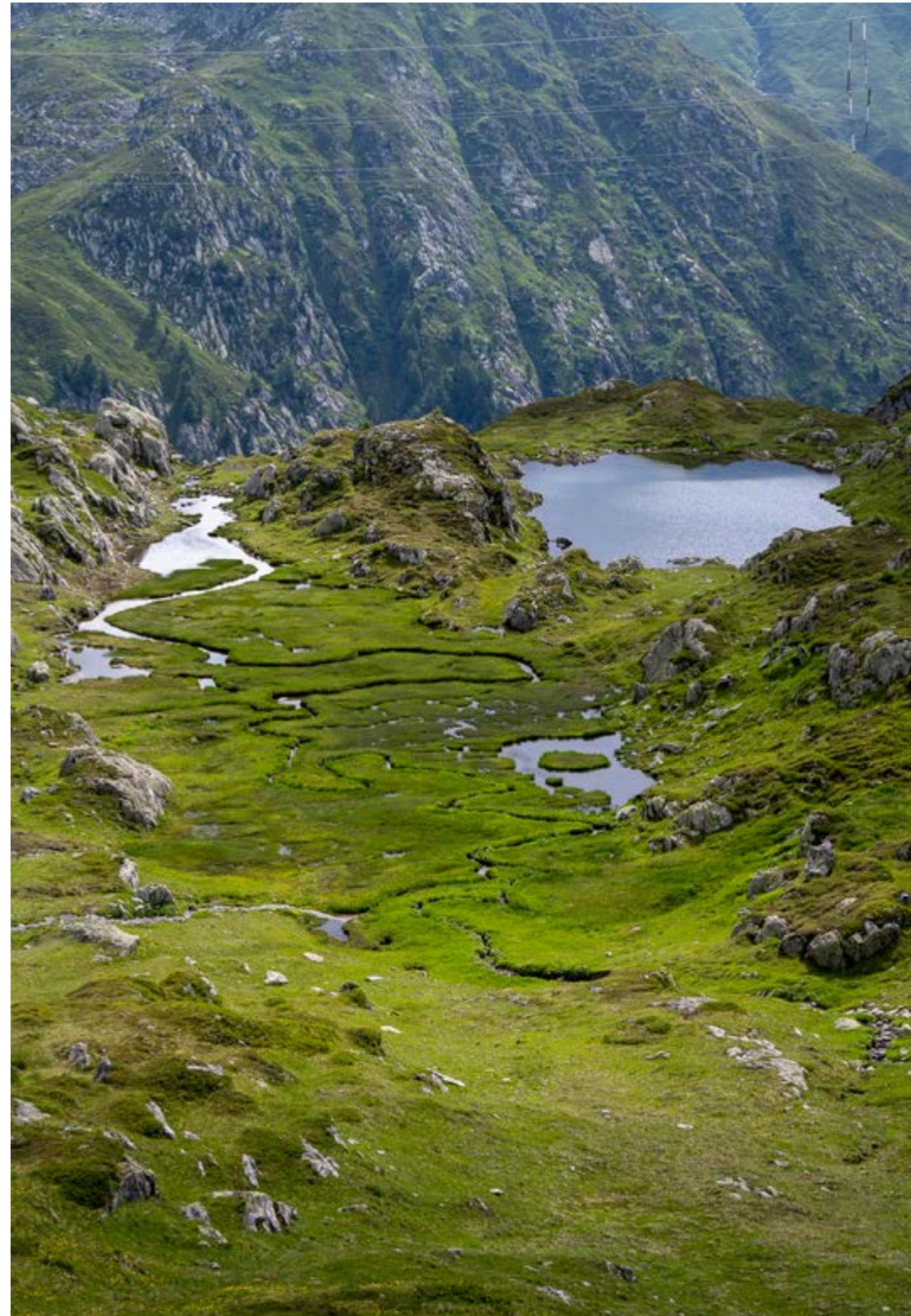
8



9

8 Wo früher Bäume mit Beilhieben angezeichnet wurden, regiert heute die Spraydose. Aufnahmen im Wald zwischen Langenthal und Obersteckholz. 2016.

9 «Sakral – profan». Einst markierte die Kirche das Zentrum eines Dorfes. Heute dominieren andere Bauten. Und die Tempel von nicht-christlichen Religionen stehen oft in Industrie- oder Gewerbegebieten. 2015.



10 «Grimsel. Kontraste». Buchprojekt über das Grimselgebiet mit seiner gewaltigen Granitlandschaft und der nicht weniger eindrücklichen Industrielandschaft. Das Buch soll 2023 erscheinen. 2022.

ALLES BEGANN MIT DER FABRIK IM BAUERN- HAUS AFAG, HUTTWIL

Text — Jürg Rettenmund

Bild — zvg

APPARATEFABRIK AG HUTTWIL

elektromagnetische Vibratoren, Richt-, Zuführ- und Dosieranlagen. Ältester Schweizer Hersteller von Wendel-Vibratoren.



Apparate durch Patente geschützt, 100 Prozent Schweizer Qualitätserzeugnisse. Unsere Wendel-Vibratoren können in der gesamten Industrie verwendet werden zur automatischen Beschickung von Arbeits- und Verpackungs-Maschinen, Kontroll- und Sortiereinrichtungen, Zählapparaten usw. Die normale Arbeitsspannung beträgt 220 V Wechselstrom 50 Hz, doch können die Apparate für Spannungen bis zu 500V Wechselstrom eingerichtet werden.

Im Mai 2021 zog die Afag aus Huttwil weg in einen Neubau im benachbarten Zell LU. Damit ging für das Zentrum im oberen Langental eine Tradition zu Ende, die 1956 begonnen hatte, deren Vorläufer aber mehrere Jahrzehnte weiter zurückreichen.

Weberei Niederhauser im Moos

Die erste schriftliche Nachricht datiert aus dem Jahr 1878.¹ Damals erwarb Ulrich Niederhauser, Armeninspektor in Eriswil, fünf Hektaren Land mit einem alten Küherhaus im Moos und zog nach Huttwil.² Er ersetzte es durch ein neues Bauernhaus. Als dieses 1894 abbrannte, nannte es der «Unter-Emmentaler» in seiner Berichterstattung «stattlich».³ Zudem verrät die Lokalzeitung eine Besonderheit des Gebäudes: Es beherbergte eine «ausgedehnte» Weberei, die «durchschnittlich 20–30 Personen» beschäftigte. Die Bedeutung dieses Betriebszweiges lässt sich auch daran ablesen, dass über die Hälfte der Versicherungssumme auf diesen entfiel. Das Bauernhaus wurde bis auf die Grundmauern zerstört. In der Folge baute Familie Niederhauser im Bauernhaus nur noch wenige Räume für den gewerblichen Zweig ein und errichtete daneben eine separate Weberei. 1911 trat Ulrich Niederhauser, der sich nun «Fabrikant» nannte, den Besitz seinen Söhnen Hans und Ernst ab, wobei der um 1870 geborene Ernst die Weberei samt Webstühlen und übrigen Weberei-Inventar erhielt. Als er 1950 in Basel stirbt, heisst es in seinem Nachruf im «Unter-Emmentaler», er habe die «bekannte und gut frequentierte Leinenfabrik auf dem Moos» nach einer Ausbildung in der «Leinwandfabrikation» übernommen.⁴ Als Berufsbezeichnung führte auch er «Fabrikant».

Leinenweberei Imobersteg

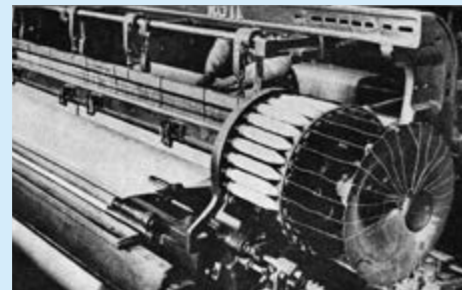
Ernst Niederhauser hatte sein Unternehmen jedoch bereits 1913, also nur zwei Jahre nach der Nachfolgeregelung in der Familie, dem Kaufmann Hans Imobersteg verkauft. Der Zweck der Firma Niederhauser wurde hier mit «Fabrikation und

Handel in Leinwand und Baumwollwaren» umschrieben. Aus den Unterlagen der Brandversicherung geht hervor, dass die Fabrik im Moos im gleichen Jahr durch einen nordseitigen Anbau erweitert wurde.⁵

Hans Imobersteg stammte aus Zweisimmen, wohnte aber bereits in Huttwil.⁶ Er hatte einen bestehenden Betrieb an der Marktgasse 14 übernommen, als dessen Gründer sich ein Samuel Scheidegger identifizieren lässt.⁷ Hans Imobersteg war um 1885 geboren und hatte seine Branche in verschiedenen Ländern sowie am Technikum in Biel kennengelernt.⁸ Aus einer Familie aus dem Berner Oberland stammend, integrierte er sich rasch in Huttwil. So übernahm er das Präsidium der Elektrizitätskommission und leitete in die Wege, dass die Gemeinde das Leitungsnetz von den Elektrizitätswerken Wynau zurückkaufte. Als seine erste Frau starb und ihn mit drei schulpflichtigen Kindern zurückliess, heiratete er die 15 Jahre jüngere Clara Braun, die jüngste Tochter der Wirtfamilie im Restaurant Brücke.

Vom Verlags- zum Fabrikssystem

Im oberen Langental wie auch rund um Langenthal war die Leinwandherstellung traditionell sehr stark verbreitet. Sie wurde ursprünglich im sogenannten Verlagssystem betrieben: Ein Verleger versorgte die Spinner und Weber mit den Rohstoffen. Diese verarbeiteten sie zu Garn respektive Tuch, das ihnen der Verleger wieder abnahm und absetzte. Die Niederhauser im Moos waren ursprünglich Verleger. Vermutlich auch Hans Imobersteg und seine Huttwiler Vorgänger. Die Weberei im Moos vor 1894 war eine Zwi-



Bilder aus dem Beitrag in der Berner Woche, Band 35, Heft 17, 1945

schenstufe vom Verlagssystem zum Industriesystem. Der Bau der separaten Weberei war der nächste Schritt zur Fabrik.

Brechete im Moos

1916 – mitten im Ersten Weltkrieg – knüpfte die Firma Imobersteg bewusst wieder an die regionale Tradition an: Sie organisierte eine Brechete. Der «Unter-Emmentaler» schrieb über diesen Anlass: «Seit vielen Jahren wurde im Emmental, hauptsächlich aber im Amt Trachselwald, ganz wenig mehr Flachs und Hanf gebaut und zu Geweben verarbeitet, <selber gesponnen und selber gemacht>, und ganz selten waren die Flachseren geworden. Der Krieg hat auch hier einen teilweisen Umschwung gezeitigt. Infolge der gewaltigen Preiserhöhung des Baumwoll- und Leinwandtuches hat mancher Bauer dieses Jahr wieder ein Stück Land mit Hanf und Flachs angelegt, um daraus für seinen eigenen Bedarf die nötigen Gewebe zu erzeugen. Dieser Tage veranstaltete die Firma Imobersteg & Cie, Leinwandfabrik auf dem Moos, eine dieser eigenartigen <Brecheten>, wohl um die so rar gewordenen Rohprodukte zur Verarbeitung zu verschaffen. Mit einem Fleiss und Ausdauer schwangen die Frauen ihre Brechschütter, und das Rätsche machte sich bemerkbar. Wir werden mit unserer Annahme nicht fehlgehen, dass diesen regsamen <Brecherinnen> nach getaner Arbeit ein währschafftes <z'Vieri> vorgesetzt wurde, wobei ususgemäss das <a g'machte> Schnäpppli nicht gefehlt haben wird. Es mag der genannten Firma in der heutigen Zeit zu wesentlichem Vorteil gereichen, in dieser Weise einigermaßen für Rohprodukte zu sorgen, um die neu und gross angelegten Maschinen und Webstühle, welche tadellose Arbeit leisten, immer beschäftigen zu können.»⁹ Brechen, respektive Rätschen, ist ein Verarbeitungsschritt, mit dem die Fasern der Pflanzen von den hölzernen Bestandteilen befreit werden.¹⁰

Neue Fabrik an der Langenthalstrasse

Daneben betrieb Hans Imobersteg jedoch die Industrialisierung seines Betriebes weiter: Er mietete zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt von der Brennereigenossenschaft Huttwil eine Liegenschaft an der Langenthalstrasse beim Bahnhof und installierte auch dort Webstühle (heute Langenthalstrasse 7). Mit der ganzen Belegschaft besuchte er zudem 1914 die Landesausstellung in Bern, wo alle einen Eindruck vom Stand der Technik und der Wirtschaft erhielten.

Im Bericht vom Ausflug im «Unter-Emmentaler» wird festgehalten, dass ein Dutzend Personen dabei die Bundesstadt zum ersten Mal zu Gesicht bekommen hätten.¹¹



Ein Inserat in der Zeitung «Der Bund» aus dem Jahr 1926 zeigt die Liegenschaften der Firma in den 1920er-Jahren:¹² In der Mitte die Fabrik im Moos, links das Geschäftshaus mit Wohnung im Städtchen. «Im Parterre befinden sich zwei geräumige Verkaufsmagazine mit vier grossen Auslagefenstern.»¹³ In einer weiteren runden Vignette rechts schliesslich wird die neue Fabrik an der Langenthalstrasse gezeigt. Und überall rauchen die Hochkamine – Ausdruck des Fortschritts durch die Industrialisierung. Gleichzeitig nennt das Inserat eine Spezialität der Leinenweberei Imobersteg: «Hotelwäsche mit Nameneinwebung.»

So stolz sich das Unternehmen im Inserat zeigte, so wackelig war offenbar sein Fundament. Ende 1927 mussten sich sowohl die Firma wie auch ihr Inhaber in Nachlassstundung begeben. Im folgenden Verfahren wurde Hans Imobersteg kein gutes Zeugnis ausgestellt. Er habe in Bilanz sowie in Gewinn- und Verlustrechnung mit fiktiven Werten gearbeitet.¹⁴ Die Spar- und Leihkasse Huttwil (heute Clientis Bank Oberaargau) musste sich gegen Gerüchte wehren, zu grosszügig gewährte Kredite könnten auch sie in Mitleidenschaft ziehen. In der Folge verkaufte die Leinenweberei Imobersteg ihre Liegenschaften im Moos und im Städtchen und konzentrierte sich auf diejenige an der Langenthalstrasse, die sie von der Brennereigenossenschaft kaufen konnte.¹⁵ Dadurch und indem Verwandte Bürgschaften einlösten, konnte die Firma gerettet werden.¹⁶ Im Moos jedoch wurde bis 1976 weiter gewoben: Familie Niederhauser kaufte den Betrieb 1927 zurück und veräusserte ihn während des Zweiten Weltkrieges an die Firma Schwob in Bern.¹⁷ 1934 erschienen im «Bund» wieder Inserate der Leinenweberei Imobersteg. Nun priesen sie handgewobene farbige Tischdecken, Kaffeetücher und Teegedecke an.¹⁸ Als die Zeitschrift

«Berner Woche» Huttwil im Frühjahr 1945 eine Sonderausgabe widmete, besuchte sie auch die Leinenweberei Imobersteg. Hervorgehoben werden die «modernsten Maschinen», automatische Webstühle, auf denen «frische, farbige Muster nach alten schweizerischen Vorlagen» entstehen. Als Produkte wurden Bettwäsche in Halb- und Reinleinen, reinleinen Tischtücher, Küchen- und Zimmerhandtücher sowie Gewebe für technische Zwecke genannt. Vor allem aber gewährte die Reportage mit mehreren Bildern Einblick in den Betrieb.¹⁹

Viktor Kleinert steigt ein

1951 verkaufte Hans Imobersteg seinen Betrieb an Viktor Kleinert. Dieser stellte 1953 den ETH-Ingenieur Heinz Horak an.²⁰ Mit ihm gründete er im Februar 1956 die Textil-Apparatefabrik AG, die vorderhand in den Räumen der Imobersteg AG an der Langenthalstrasse arbeitete. 1959 konnte zudem Reinhard Rüfenacht verpflichtet werden. Dieser hatte zuvor in Grenchen eine elektromechanische Werkstätte betrieben, wo er Industrieautomaten entwickelte und konstruierte. Deshalb wurde das Unternehmen im Juli 1960 in Apparatefabrik AG umbenannt.

Gleichzeitig wurde kräftig ausgebaut. Um Platz für die Apparatefabrik zu schaffen, wurde die Leinenweberei nach Schönengrund im Kanton Appenzel Ausserrhoden verlegt. Dort hatte die St. Galler Feinweberei AG, ein Unternehmen des Stoffel-Konzerns, ihre Weberei eingestellt. Die Imobersteg AG kaufte die Fabrik und übernahm rund 20 Arbeitskräfte. Die Apparatefabrik baute die Liegenschaft in Huttwil für ihre Bedürfnisse um. Dort wurden ebenfalls 20 Mitarbeitende beschäftigt.

Viktor Kleinert war eine schillernde Unternehmer-Persönlichkeit. Ursprünglich Leiter der Generalagentur Bern der Schweizerischen Mobiliar-Versicherung, baute er ab den 1950er-Jahren ein Industrie- und Immobilien-Imperium auf. Die Apparatefabrik Huttwil bildete dabei den ersten Baustein seines Engagements in der Industrie. Marktnischen zu suchen und sie mit hochqualitativen Spezialitäten auszufüllen, bezeichnete er 1982 gegenüber der «Bilanz» als Erfolgsrezept seines Engagements, das in den USA auch Zulieferfirmen der Raumfahrt umfasste.²¹

Heinz Horak war in Lodz in Polen und in Slowenien aufgewachsen, wo sein Vater grosse

Textilfabriken betrieb. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Familie im kommunistischen Jugoslawien enteignet. Heinz Horak hatte an der ETH in Zürich Maschinenbau studiert, konnte nun dorthin zurückkehren und von dort aus eine neue Stelle in der Schweiz suchen.²² Er wurde nach dem Umzug der Leinenweberei ins Appenzellische Vizepräsident in deren Verwaltungsrat. Viktor Kleinert jedoch konzentrierte sein Engagement ganz auf Huttwil.

Nameneinwebanlagen und Vibratoren²³

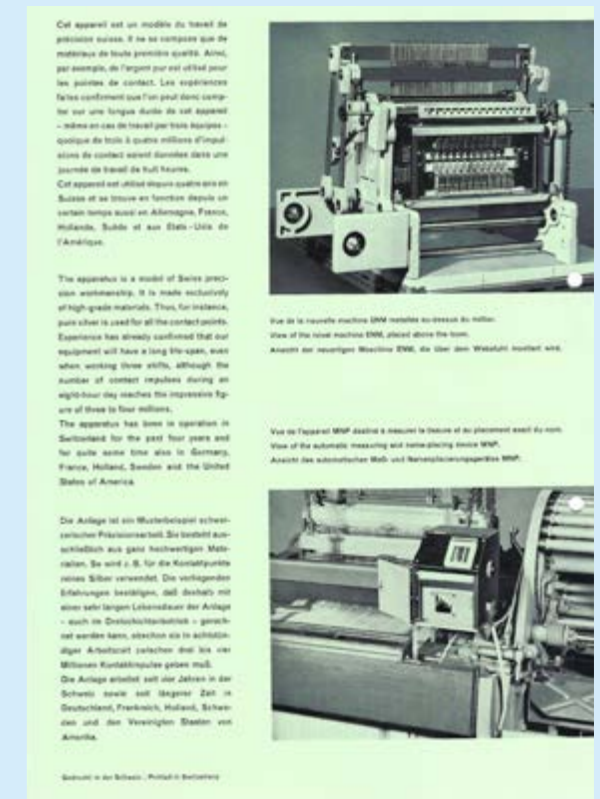
Die Leinenweberei Imobersteg hatte bereits vor seinem Eintritt Hotelwäsche mit eingewobenen Namen produziert. Die Steuerung der Webstühle für die Buchstaben geschah wie für alle anderen Muster seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Jacquard-Apparaten, die Streifen von Lochkarten abriffen. Dieses Verfahren war jedoch umständlich: Für die Lochkarten war ein Archiv nötig. Brauchte man sie, mussten sie immer wieder neu zusammengebunden und in den Leseapparat eingespannt werden. Das war umständlich und zeitaufwendig, weshalb sich bezahlbare Preise nur bei hohen Stückzahlen erzielen liessen.

Heinz Horak gelang es, für Buchstaben eine elektromechanische Steuerung zu entwickeln. Mit ihr liessen sich diese nicht nur ähnlich wie auf einer Schreibmaschine auf einem Steuerpult auswählen; sie erlaubten es auch, den nächsten Namen bereits während der Ausführung des laufenden einzugeben. Damit konnten auch Kleinstserien von unter 100 Stück effizient und ohne Stillstandzeiten zu bezahlbaren Preisen gewoben werden. Diese Eigenschaft war auch in Fabriken gefragt, die Namenbändchen woben, mit denen Textilien gekennzeichnet werden konnten. Mit dieser Entwicklung war, wie die Imobersteg AG 1962 in ihrem Vademekum stolz schrieb, die «150-jährige auf dem Jacquard-Verfahren beruhende Tradition gebrochen».

Zu den Nameneinwebungs-Automaten entwickelte die Apparatefabrik weitere Anwendungen für die Textilindustrie. So Kettenspan- und Nachlassvorrichtungen, mit denen Webstühle regelmässiger arbeiteten. Die Kettfäden brachen dank ihnen weniger, und es konnten dichtere und auch schwierigste Gewebe hergestellt werden. Sie dienten der «Steigerung der Gewebequalität, der Erhöhung der Produktivität und der Rationalisierung des Betriebes», heisst es in einem Prospekt.



Zwei Fotografien der Fabrik an der Langenthalstrasse aus der Zeit, als die Leinenweberei zur Apparatefabrik umgebaut wurde (1959/1960).



Ausschnitt aus einem Prospekt für elektronisch-automatische Nameneinwebungs-Anlagen.

Zur Itma 1967, der Internationalen Textilmaschinen-Ausstellung in Basel, präsentierte die Apparatefabrik eine weitere Steuerungsanlage für Webmaschinen. Sie konnte Muster direkt von einer farbigen Patrone optisch ablesen. Nun brauchte es auch dafür keine Jacquard-Karten mehr.

Dass die Apparatefabrik Huttwil den Niedergang der Schweizer Textilindustrie in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg überlebte, liegt daran, dass sie sich nicht allein auf diese ausrichtete. Zu einem ersten wichtigen Kunden wurde die Uhrenindustrie. Später kamen praktisch alle Branchen hinzu, die Prozesse automatisieren.

Zentrales Produkt der Apparatefabrik dafür waren anfänglich sogenannte Wendelvibratoren. Das sind Töpfe mit eingebauten Sortier- und Orientierungselementen, die in der Lage sind, Teile einheitlich so auszurichten, wie sie die Anwender zur Weiterverarbeitung benötigen. Diese Teilchen konnten neben Uhrenbestandteilen auch Teile von Reissverschlüssen sein, Schrauben, Tabletten der Pharma-Industrie oder gar Sugus-Täfelchen. «Wir bauen Wendelvibratoren für jede Grösse von Teilen, vom Uhrenstein bis zum Zahnrad von 5 kg Stückgewicht, in Einzel- oder Serienanfertigung», heisst es in einem Prospekt.

Bereits in den Anfängen wurde die Apparatefabrik global tätig. Namens-einwe-bungs-Anlagen aus Huttwil würden neben der Schweiz auch bereits in Deutschland, Frankreich, Holland, Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika arbeiten, heisst es in einem Prospekt.

Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Bern (StAB), Bez Trachselwald B 1562, Grundbuch der Kirchgemeinde Huttwil (1803-1911), Bd. 35/399
- 2 Zur Eigenschaft des «Wohnhauses mit Bescheuerung» gemäss Grundbuch vgl. Fritz Steffen, Hofchronik Steffen Moos, Huttwil, 1942, S. 63 ff (StAB, DQ 549)
- 3 Unter-Emmentaler (UE), 9.5.1894
- 4 UE, 21.4.1950
- 5 Bauinventar des Kantons Bern online, Zugriff 14.2.2022.
- 6 UE, 2.9.1913
- 7 In einem Fotoalbum im Museum Salzbütte Huttwil (Inv. Nr. 255) befindet sich das Porträt einer «Grosstante Marie Scheidegger-Rothenbühler», zu der notiert ist: «Onkel Samuel gründete die Weberei, nachmals Imobersteg».
- 8 UE, 2.9.1953
- 9 UE, 16.11.1916
- 10 Zu Rättschen vgl. Schweizerisches Idiotikon, Bd. II, Sp. 1853
- 11 UE, 30.7.1914
- 12 Bund, 29.6.1926
- 13 Bund, 22.12.1927
- 14 Bund, 29.10.1927
- 15 Inserat im Bund vom 26.12.1927, Grundbuchamt Emmental-Oberaargau, Kartei Huttwil Blatt 467
- 16 UE, 7.2.1928, 18.2.1928, 5.2.1929, Bund 29.10.1927, 31.1.1928, 3.2.1928, 6.2.1928
- 17 Mündliche Auskünfte von Rosmarie Minder-Niederhauser und Eduard Steffen, beide aus Huttwil
- 18 Unter anderem Bund, 23.2.1934
- 19 Berner Woche, 27.4.1945
- 20 Stammbereichte der Firma D+B für die Leinenweberei Imobersteg und die Apparatefabrik vom 21.9.1960, Vademekum der Leinenweberei Imobersteg AG vom Herbst 1962, UE, 23.2.1999
- 21 Bilanz, Juni 1982
- 22 UE, 23.2.1999
- 23 Dieses Kapitel beruht auf einer Reihe von Prospekten im Besitz von Kurt Graf, Huttwil, sowie mündlichen Auskünften von ihm.



Dank zweckmässiger Konstruktion ist der Wirkleistungsverbrauch im Verhältnis zur Leistung erstaunlich klein. Die Apparate sind sowohl für Dauer- als auch für jede Art von Impulsbetrieb bestens geeignet; sie erweisen sich als rationeller und vorteilhafter als die bisherige Handarbeit. Da unsere Vibratoren keine rotierenden und gleitenden Teile besitzen, arbeiten sie absolut wartungs- und verschleisslos. Sämtliche eingebauten elektrischen Organe sind durch kraftige Verschaltungen gegen mechanische Beschädigungen geschützt. Die äusserst kräftigen Elektromagnete werden in der eigenen Wicklerei hergestellt und sind ausnahmslos tropenisoliert, so dass die Apparate in nassen und trockenen Räumen gleich gut arbeiten. Die Montage unserer Wendel-Vibratoren erfolgt über mitgelieferte höchst wirksame Schwingmetallelemente, so dass eine Übertragung der Vibrationen auf die Umgebung ausgeschlossen ist. Die Arbeitsweise ist derart, dass die zuzuführenden Teile oder Materialien wohlilos in den Vibratorstropf eingefüllt werden, um dann durch Vibrationen in geeigneter, absolut schonender Weise über die Wendel nach oben gefördert zu werden.

Durch Einbau von entsprechenden sinnreichen Richtgliedern werden die Teile während dem Transport in die gewünschte Lage gerichtet und verlassen den Apparat noch einander und genau in der zum voraus bestimmten Lage. Mit separat angebrachten Einzellift-Vorrichtungen oder ähnlichen Hilfsmitteln (Schikanen) kann die Freigabe der Teile genau im Arbeitstakt einer Maschine und dergleichen gesteuert werden. Mit der eingebauten oder separat gelieferten Steuerung kann die Fördergeschwindigkeit während des Betriebes absolut stufen- und verlustlos eingestellt werden. Wir bauen Wendelvibratoren für jede Grösse von Teilen, vom Uhrenstein bis zum Zahnrad von 5 kg Stückgewicht, in Einzel- oder Serienanfertigung. Alle Wendel-Vibratoren können mit automatischen Zähl-einrichtungenausgerüstet werden. Sonderanfertigungen werden nach speziellen Wünschen und Zwecken gebaut. An- oder Einbau unserer Apparate in bestehende Anlagen werden durch unser Fachpersonal ausgeführt. Wir übernehmen die Zufuhrautomatisierung ganzer Betriebe. Nutzen Sie die Vorteile unserer langjährigen Erfahrungen, unsere Spezialisten stehen zur Lösung Ihrer Probleme zur Verfügung.



Ausschnitt aus Prospekten und Informationsbroschüren für elektromagnetische Vibratoren, Richt-, Zuführ- und Dosieranlagen (oben) sowie Automaten für die Namens-einwe-bung in der Band- und Breitweberei (ganz oben).

HIE UJETZ 12 PORTRÄTS

Text und Bild — Daniel Gaberell



Bruno Leuenberger

«Ich könnte einige lustige Erlebnisse mit Fahrgästen erzählen – aber Diskretion gehört ebenso zu meinem Beruf wie das Privileg, als wohl Einziger täglich mitten durch den Oberaargau zu fahren.»

Bruno Leuenberger (*1968) ist Lokführer und fährt seit 2004 für die Aare Seeland mobil.



Christoph Keller

«Ich leiste meinen Einsatz für die Natur und den Vogelschutz sehr gerne – in der heutigen technisierten und naturentfremdeten Welt ist das nötiger denn je.»

Christoph Keller (*1969) ist Präsident und seit 33 Jahren Mitglied des Natur- und Vogelschutzvereins der Gemeinden Bannwil, Schwarzhäusern, Thunstetten-Bützberg und Aarwangen.



Christina Thaler

Vor 30 Jahren wurde der Glaspalast, wie das Langenthaler Verwaltungsgebäude im Volksmund auch genannt wird, eingeweiht – und seit 30 Jahren arbeitet Christina Thaler (*1965) hier.

Kaum hatte sie ihre neue Stelle beim Statthalteramt im damaligen Amtshaus beim Bahnhof angefangen, folgte fünf Monate später der Umzug in das neue Verwaltungsgebäude – zusammen mit der Polizei.

Hell, weiss, lichtdurchflutet, Metall – der Neubau erlangte Aufsehen und gewann einen Architekturpreis. Auch das Mobiliar musste zum Gesamtkonzept passen: Grau, weiss und metallisch. Nicht so im Statthalteramt: Eine knallgrüne Büroeinrichtung wurde gewählt. Absolut unpassend, fanden einige, aber das Grün hat die 30 Jahre bestens überlebt und wirkt auch heute noch zeitlos und modern.

Die Möbel sind das eine, die Gebäudehülle das andere. Klimatisch sind die arbeitenden Menschen im Glaspalast ziemlich gefordert – vor allem im Sommer wird hier drinnen zünftig geschwitzt. Allerdings nicht mehr so stark, wie dies noch am Anfang der Fall war. Zahlreiche bauliche Nachbesserungen halfen, die Sommermonate erträglicher zu machen. Die Storen im Erdgeschoss wurden vergangenes Jahr montiert. Jetzt kann der Hitze einigermaßen überall getrotzt werden.

Aber nicht nur die Sonne war ein Problem: Die gelernte Verwaltungsangestellte erinnert sich zurück an ihre Anfänge, als sie während heftiger Niederschläge den Regenschirm über ihrer Schreibmaschine aufspannen musste.

Christina Thalers Büroeinrichtung ist seit 2008 nicht mehr grün, sondern eher hölzern-rustikal. Sie wechselte nämlich ihre Arbeitsstelle innerhalb des Gebäudes und wurde zur Verwalterin der Burgergemeinde Langenthal gewählt.

Ihr 80-Prozent-Pensum umfasst die Schreiberei und das Führen der Kasse. Sie bereitet Sitzungen vor, schreibt Protokolle und hilft mit, die Burgergemeinde in der Öffentlichkeit bekannter zu machen – zum Beispiel bei der Lancierung des Talentwettbewerbs BurgerBühni im OldCapitol: Aus den Gewinnern von insgesamt drei Liveshows mit total zwölf Teilnehmenden pro Jahr wird im Finale ein Sieger gekürt.

Auch das Auszahlen des Burgernutzens an die 380 Mitglieder der Burgergemeinde war dieses Jahr nicht einfach mit dem Hunderternötli in die Hand drücken erledigt: Über 200 Burger trafen sich im Mai auf dem Burgerhof zum gemeinsamen Mittagessen, lernten die neuen Pächter des Gutsbetriebs kennen und konnten sich persönlich davon überzeugen, dass das investierte Geld in den Bauernhof durchaus Sinn macht.

Christina Thaler ist selbst keine Bürgerin von Langenthal, was aber ihrer Arbeit als Verwalterin nicht abträglich ist, wie sie sagt. Berufsbedingt war die Familie damals in regelmässigen Abständen umgezogen. Dementsprechend war sie während ihrer Kindheit nie irgendwo wirklich daheim. Das änderte sich vor knapp 20 Jahren, als sie und ihr Mann in Rumisberg ein Haus bauten.



Die Gilgens

Fischzucht im Paradies. Markus (*1957), Marianne (*1961) und Marcel (*1987) Gilgen (von links) im Hüttli, welches auch für private Fischessen gemietet werden kann.

Marianne, Markus, Marcel, Martina – das sind die Fischzüchter aus Riedtwil, das sind die Gilgens. 1983 gründete Willi Lüthi aus Hermiswil die Teichanlage mit Forellenzucht, die Familie Gilgen ist seit 1988 in Beteiligung und 2007 in Besitz der Anlage.

Mit Leidenschaft betreiben Marianne und Markus nebenberuflich ihre Fischzucht direkt an der Bahnlinie und zwischen den Bächen Önz und Mutzbach. Während Jahren haben die Gilgens ein «kleines» Naturparadies von 2300 Quadratmetern geschaffen. Hier leben nicht nur Fische, auch Enten, Schildkröten, Hasen, Teichhühner und normale Hühner gehören zur Familie. Und selbstverständlich sind auch Fischreiher und Krähen häufige Gäste.

Dann, wenn die Eier des Weibchens reif sind, werden sie gestreift: Betäubt durch ein Bad in Nelkenöl, drückt Markus die Eier vorsichtig von Hand heraus.

Ungefähr 3000 Eier pro Fisch. Danach mischt er den Samen des Männchens dazu, legt alles in Frischwasser und wartet zwei Monate, bis die kleinen Fischchen aus den Eiern schlüpfen. Das erste Becken wartet auf die 5000 bis 6000 Fischlein.

Wenn diese fünf bis sechs Zentimeter gross sind, verkaufen Gilgens die Jungtiere auch weiter: 1 Zentimeter Forelle kostet 10 Rappen, 14 Rappen für Saiblinge.

Dann gibt es ein zweites Becken für die Einjährigen (rund 3000), zwei weitere Becken für die Zweijährigen (etwa je 2500) sowie ein letztes Becken für die Dreijährigen (ungefähr 1500). Danach werden sie geschlachtet und zu Speisefischen weiterverarbeitet – auch zu selbst geräucherten Filets. Wer will, kann die Forellen übrigens selbst aus dem Teich fischen.

Gefüttert wird einmal pro Tag, was nicht nur aufwändig ist, sondern auch Kosten bedeutet. Dazu kommen 50 Franken monatlich für das Wasser aus dem Mutzbach.

2023 läuft ihr 40-jähriger Vertrag für das Wasserrecht aus, und sie müssen einen neuen Antrag beim Bund stellen – ein Unsicherheitsfaktor, welcher Gilgens Fischzucht latent bedroht.

Wenn es viel zu tun gibt, hilft auch Tochter Martina auf der Fischzucht mit.

Aber was die Fischerei angeht, ist vor allem Sohn Marcel in die Fussstapfen seiner Eltern getreten. Der Landschaftsgärtner ist nicht nur leidenschaftlicher Fischer, er hilft viel und oft in der Fischzucht, und sein Engagement für die Artenvielfalt einheimischer Pflanzen ist auf dem Gelände unverkennbar. Er hofft, dass sich sein Einsatz für die Biodiversität auf den Antrag fürs Wasserrecht positiv auswirken wird.



Hasan Aksoy

Hasan Aksoy (*1986), Kurde aus der Türkei, kam vor vier Jahren via Schweden an die Kirchgasse nach Herzogenbuchsee. Zuerst war er hier angestellt, dann – nach zwei Jahren – konnte er den Döner Bey übernehmen.

Seither führt er den Take Away mit seinen fünf Mitarbeitern sowie mit seinem Geschäftspartner und Restaurantbesitzer Ömer Yavsau aus Strengelbach. Hauslieferungen und Bestellungen vor Ort halten sich in etwa die Waage, 50 Innen- und 10 Aussenplätze gibt es im Döner Bey. Hasans Spezialität ist der Kebab-Teller mit Fleisch, welches vor dem Servieren noch kurz angebraten wird.



Heinz Grogg

Heinz Grogg (*1943) ist seit 63 Jahren Vereinsmitglied beim FC Bützberg. Während 18 Jahren spielte er aktiv in der 1. Mannschaft und hängte dann noch weitere 13 Jahre bei den Senioren an. Ausserdem trainierte er für ein paar Jahre die A- und B-Junioren. Als er 1959 dem Verein beitrat, musste er als Junior mit dem Anhänger Sägemehl in der Mühle abholen und die Linien für die Spiele der 1. Mannschaft zeichnen. Das Fussballfeld befand sich damals noch direkt hinter dem «Tell». Heute besucht er eigentlich fast jedes Heimspiel des FC Bützberg und freut sich nicht nur über einen Sieg, sondern auch darüber, dass die Spieler ihn mit einem Händedruck persönlich begrüßen. So sei es im Verein immer gewesen – wie in einer grossen Familie.



Nicole Ackermann

Auf dem Wasserweg – Nicole Ackermann (*1977) führt den Fährbetrieb in Wolfwil in vierter Generation.

Die gelernte Schreinerin und Maritim-Liebhaberin könnte den Fährbetrieb und das «Restaurant Fähre» niemals allein bewältigen – auch wenn beides «nur» bei einigermaßen anständigem Wetter von Donnerstag bis Sonntag geöffnet hat.

An einem schönen Wochenende steht die Fähre im Dauereinsatz, und die Gartenbeiz ist ausgebucht. Deshalb helfen Mann Roger Gwerder und Bruder Iwan, ein Fährmann, an den Sonn- und Feiertagen sowie Mitarbeiter:innen in der Beiz jeweils mit. Auch ihre zwei Kinder (10- und 14-jährig) unterstützen Nicole, wann immer dies möglich ist.

Vier Minuten dauert das Ein- und Aussteigen und die Fahrt von einem zum anderen Ufer. Für Erwachsene zahlt man CHF 3.50, für Kinder CHF 2.50, für Velos, Flyer, Töffli, Hunde und Kinderwagen einen Franken. Einmal gab es sogar einen Esel zu transportieren – ebenfalls für einen Franken.

28 Personen finden Platz auf der Fähre. Sinken kann das Polyesterboot nicht, denn der Doppelboden ist mit 300 Petflaschen und Luftkammern gefüllt. Gebaut wurde das Boot übrigens von der Familie Ackermann in der fährreigenen Werkstatt – angrenzend an das Restaurant. Es handelt sich dabei um die ehemalige Schreinerei ihres Vaters.

Worauf achtet die Fährifrau beim Überqueren der Aare? Nicole Ackermann erklärt, dass die Strömung, der Wasserstand, die Fliessgeschwindigkeit, das Wetter und die Aareböötler ständig auf dem Radar sein müssen. Zu wenig Wasser bedeutet das Auflaufen auf Grund. Das geschieht eigentlich jedes Jahr zwei- bis dreimal. Dann geht gar nichts mehr. Zu viel Wasser ist auch schlecht, weil dadurch das Ein- und Aussteigen schwierig wird.

Ab Oktober bis Mitte April ist der Fährbetrieb eingestellt. Das Schiff aber bleibt das ganze Jahr im Wasser – ausser nach ungefähr fünf Jahren. Dann wird die Fähre ausgewassert, und es werden die nötigen Unterhaltsarbeiten ausgeführt. Der Fährbetrieb ist nicht kostendeckend. Dank des Restaurants geht Ende Jahr die Rechnung für Nicole Ackermann einigermaßen auf.

Wie steht es bezüglich der fünften Generation? Nicole lächelt und sagt: «Die Tochter hilft meistens in der Beiz, der Sohn beim Fährbetrieb. Das passt doch eigentlich ganz gut.»



Christine Burch

Sechsmal zügelte sie ihr Atelier. Das reiche nun, sagt die Keramikerin Christine Burch (*1976). Hier in Kleindietwil könne sie nun alt werden.

Aufgewachsen ist Christine im Limmattal, lernte Koch, besuchte während vier Jahren die Fachklasse Keramik in Bern, schlug Wurzeln in Rheinfelden, machte einen Zwischenstopp in Burgdorf und landete letztlich in Kleindietwil. Zusammen mit ihrem Mann kaufte sie 2016 das Haus mit einem wunderbaren Garten und baute es zum Leben und Arbeiten aus.

Im Sommer 2021 eröffnete sie ihr Keramikatelier: Fünf Drehscheiben, zwei Brennöfen, Tische, Knetmaschine, Materiallager und Ausstellungsraum – endlich genügend Platz! Christine nimmt oft auch Bestellungen von Kunden an – Geschirr am meisten. Zuerst findet sie im Gespräch heraus, was genau gewünscht wird und fertigt davon Skizzen an. Danach geht's los: Ton kneten, das Objekt auf der Drehscheibe drehen, lederhart werden lassen, abdrehen, eventuell henkeln, trocknen lassen, ein erstes Mal brennen bei 1020 Grad Celsius, danach glasieren – und zum Schluss ein zweites Mal in den Ofen bei 1250 Grad Celsius. Wie lange diese Schritte dauern, kann sie nie im Voraus sagen.

Seit 15 Jahren kamen nur wenige neue Serienstücke hinzu. «Was sich bewährt, muss ich nicht neu erfinden», sagt sie. Einen Grossteil ihrer Ware verkauft Christine Burch jeweils im Herbst während 18 Tagen am Hääfelimäart an der Herbstmesse Basel oder am Huttwiler Weihnachtsmärit.

Ein weiteres Standbein ist das Vermitteln des Töpfer- und Keramikhandwerks.

Ob für Kinder oder für Erwachsene – Kurse werden generell gut besucht.

Zum Beispiel die Module «Grundausbildung Keramik intensiv».

Hier lernt man das grosse Gebiet der Keramik kennen – beispielsweise, um mit der gewonnenen Übersicht seinen eigenen keramischen Bereich zu finden.

Im Angebot sind auch der «Ferienpass Madiswil» sowie Kindertöpferkurse für Schülerinnen und Schüler – und wie läuft's im Dorf? Soziale Kontakte mit anderen Kleindietwilerinnen und Kleindietwilern entstehen vor allem über ihre Tochter. Manchmal nimmt sie auch an Veranstaltungen des Frauenvereins teil – und sie ist bei einer lokalen newsgroup dabei, dem wöchentlichen Jogginggrüpplein.

Von sich sagt Christine Burch, sie sei schon immer anpassungsfähig gewesen.

Dies ist mitunter auch ein Grund, weshalb sie sich im kleinen, beschaulichen Oberaargauer Dorf schnell heimisch fühlte.



Othmar Gaberthül

Othmar Gaberthül (*1963) lebt schon seit jeher in Bützberg. Vor 38 Jahren eröffnete er in diesem Haus, an der Bernstrasse 41, seine Töffli- und Velowerkstatt. Zuvor führte hier seine Grossmutter einen Tante-Emma-Laden.

Sein Spezialgebiet, nebst Veloreparaturen: Töffli flicken. Durchschnittlich zehn pro Woche.

Von weit her kommen sie zu ihm – einerseits, weil es sonst niemand mehr macht, andererseits, weil er sein Handwerk exzellent versteht. Puch Maxi und Ciao sind übrigens noch immer die Renner – und vor der Werkstatt steht eine Zapfsäule für die Zweitakter.



Samuel Bärtschi

Samuel Bärtschi (*1945) hat vor 20 Jahren sein kantonbernisches Jagdpatent gemacht. Er erlegt pro Jahr ungefähr drei Rehe plus ein paar Füchse und Marder. Er dürfte jährlich sogar neun Rehe lösen – auch Enten, Krähen, Elstern und Dachse. Drei aber genügen ihm. Dankbarer Abnehmer ist seit vielen Jahren die Wirtschaft Oschwand. 15 Franken erhält er pro Kilo Reh im Fell – macht pro Tier um die 250 Franken (bei 900 Franken jährlich für das Jagdpatent). Samuel Bärtschi ist in Lotzwil aufgewachsen. Er war Metzger und lebt seit über 50 Jahren mit seiner Frau «im Rank» in Thunstetten. Dem Fuchs auf dem Bild «begegnete» er im Sängeliwald.



Ueli Flückiger

Ueli Flückiger (*1946), der ehemalige Sumiswalder «Rossbode Ueli», ist 1974 aus Thörishaus nach Langenthal gekommen.

Ueli lebt gemeinsam mit seiner Frau Marlis und Familie seit 1974 im früheren Elternhaus seiner Mutter und ab 2008 im 1991 angebauten Atelier am Bettenhölzliweg. Der gelernte Käser bildete sich aus gesundheitlichen Gründen mit Handelsschule und Verkauf zum Handelsreisenden sowie zum Marketingplaner um. Nach den Jugendjahren in der Milchwirtschaft wechselte er in die Tela-Papierfabrik Balsthal, wo er über 12 Jahre im Marketing als Leiter Werbung/Verkaufsförderung tätig war.

Anschliessend machte er sich mit dem Studio UF – zusammen mit seiner Frau – selbstständig. Ueli interessiert sich für viele Dinge – vor allem auch für die Musik, das Malen und das Schreiben. Die Musikgesellschaft Harmonie (später Stadtmusik Langenthal) wurde ihm 2016 zu viel, worauf er die kleine inaktive Kapelle der Langenthaler Dorfmusikanten auflöste und die Seniorenblaskapelle der Oberaargauer BRUMMBÄREN gründete, die er noch heute organisiert und in der er Flügelhorn spielt. Die Lyrik und die Malerei gehören seit ein paar Jahren zu seinen Hauptbeschäftigungen. Ueli und Marlis haben drei Töchter und drei Enkelsöhne.



Seraina Aschwanden

Was tut eine mehr als gut ausgelastete Hausärztin auf dem Land, wenn sie für ihre vier Kinder auf Kitaplätze angewiesen ist, aber keine vorhanden sind? Genau, sie gründet einfach eine neue.

Seraina Aschwanden (*1977) übernahm 2018 die Praxis in Oberbipp von ihrem Vater. Rolf Aschwanden (*1947) wurde mittlerweile ihr Teilzeitangestellter. Er macht noch Hausbesuche und übernimmt Ferienvertretungen. Ohne ihn ginge es kaum. Mehr als 2000 Patientinnen und Patienten sind in ihrem Computer registriert. 14-Stunden-Tage sind für die Allgemeinpraktikerin keine Seltenheit. Zu ihr kommen Kinder ab Geburt bis hin zu sehr alten Menschen – alle aus der Grossregion Oberbipp. Neue Patienten nimmt sie schon länger nicht mehr auf. Zu zweit in einer Praxisgemeinschaft – das wäre ideal, aber dazu sind die bestehenden Räumlichkeiten viel zu klein.

Seit zwei, drei Jahren ist das Angebot an Betreuungsplätzen im Einzugsgebiet Oberbipp merklich gestiegen – und Corona half zusätzlich, dass die Kita momentan nicht mehr so stark ausgelastet ist wie während der ersten Jahre. Um die 500 Stellenprozente plus eine Lernende und eine Praktikantin sind für den Kitabetrieb nötig. Das bedeutet Ende Monat doch einiges an Lohnkosten.

Ob's noch rentiert, weiss Serainas Ehemann, Robert Barmettler (*1971). Er führt die Buchhaltung, auch jene der Praxis – und das mit Argusaugen. Zusätzlich ist er der Hauswart, arbeitet einen Tag pro Woche auswärts und ist natürlich auch für die Kinder da.

Alles unter einen Hut zu bringen, ist für den Familienbetrieb am Jurasüdfuss eine grosse Herausforderung. Immerhin: Samstag und Sonntag sowie ein paar Wochen Ferien pro Jahr sind für Seraina Aschwanden arbeitsfrei und ausschliesslich für die Familie reserviert – sowie ab und zu fürs Gitarrenspielen.

LILI, RUNGGELI UND ZOPF

MARIA WASERS

JUGEND

Text — Hans Kaspar Schiesser
und Hansjörg Fankhauser



Wenn in Herzogenbuchsee von der Jugend Maria Wasers erzählt wird, dann kommt mit Sicherheit die «Sternwarte» im «Doktorhaus» vor. Sie hatte unter anderem «Land unter Sternen», ihrem wichtigsten Buch über Buchsi, den Titel gegeben. Aber 83 Jahre nach dem Tod der bedeutendsten Schriftstellerin des Oberaargaus, so stellt sich in jedem Gespräch mit Buchsern und Heimwehbuchserinnen heraus, stellen wir uns unter der «Sternwarte» alle etwas eher Falsches vor.

Die Sternwarte von Marias Vater, des Buchser Hausarztes Dr. Walther Krebs, bestand aus keinem Kuppeldach mit opulentem Fernrohr, um Cassiopeia oder einen Kometen zu suchen. Es war einfach ein Podest im oberen Hausteil mit einer Öffnung, um mit blossen Auge den Himmel zu beobachten. Dies war um 1884, als Maria und ihr Vater ins Schwarz des Weltalls zu blicken begannen, noch weit besser möglich als heute, wo die nächtliche Lichtverschmutzung den klaren Blick gegen oben massiv beeinträchtigt. In jenem Jahr war es denn auch, in dem Maria ihren legendären Spruch angesichts eines Meteoritenschauers am Buchsifirmament zu ihrem Vater tat: «Die Sterne, meine Sterne fallen vom Himmel!»

Das richtige Doktorhaus ist das falsche

Auch die automatische Assoziation, dass die Sternstunden der beiden Krebsens im Doktorhaus beim Migros/Coop-Kreisel, Bernstrasse 28, stattgefunden hätten, ist um rund 250 Meter falsch. Denn im Haus der heutigen Gemeinschaftspraxis von Dr. Frey, 1898 von Vater Krebs gebaut, hat Maria nie gewohnt. Sie war schon mit 15 Jahren von zuhause ausgezogen, aber immerhin später noch öfters zu Gast im neuen, dritten Doktorhaus. Das hatte durchaus auch eine abgeflachte Dachpartie mit einem Altan zum Beobachten der Sterne – diesmal sogar mit einem Geländer gesichert, wie sich der frühere Dorfhistoriker Hans Henzi erinnert. Das Haus, das sich Dr. Krebs letztlich selbst baute und das weitaus am besten als Praxis geeignet war, spielte bei Maria Waser – etwa im Roman über ihre Kindheit («Sinnbild des Lebens») – kaum mehr eine Rolle. Das richtige Doktorhaus ist mithin eigentlich das falsche.

Maria Waser, damals Krebs, wurde am 15. Oktober 1878 in Herzogenbuchsee geboren. Amelie Moser, mit der die Familie Krebs eng verkehrte, war in jenem Jahr bereits 39-jährig. Sie hatte ein paar Jahre zuvor im Dorf einen der ersten Schweizer Frauenvereine gegründet. Aber das «Kreuz» präsentierte sich noch als baulich heruntergekommene Alkohol-Kneipe, und die Bahn verkehrte in Buchsi erst seit gut 20 Jahren. Das Dorf verfügte für bernische Verhältnisse schon über reichlich Industrie, war aber dennoch eher von Landwirtschaft und Handwerk geprägt. Mutter Krebs, eine geborene Schüpbach aus Steffisburg, war bei Marias Geburt 31-jährig – ebenso wie Vater Walther, der aus Wattenwil stammte.

Maria war nach den beiden Töchtern Gertrud und Hedwig das dritte Kind. Wohl zu Recht nimmt Maria an, dass ihrem Vater endlich männlicher Nachwuchs lieber gewesen wäre. «Diese Voreingenommenheit», welche die Schriftstellerin beiden Eltern unterstellte, «hat sich schicksalhaft ausgewirkt bis weit hinauf in mein Leben und hatte unmittelbare Folge in der Namenswahl; denn in seiner Bestürzung und Ratlosigkeit griff mein Vater nach dem ersten, der ihm freilich auch der beste schien, weil er der Name meiner Mutter war; Maria; sie aber hatte ihren eigenen Namen nie geliebt und war deshalb bitter enttäuscht, als sie die voreilige, schon ziemlich festgelegte Wahl vernahm.» («Sinnbild des Lebens», S. 23). Nun hatte das Kind also einen Namen, den die Mutter nie in den Mund nahm. Stattdessen wurde das Bébé erst mal Lili gerufen – und dann später Runggeli gemäss dem Kinder-Übernamen der Mutter. Es war nicht der letzte Identitätsbruch beim jüngsten Krebs-Kind.



1 Im sogenannten Dr. Roth-Haus lebte Maria Krebs, genannt Runggeli, in den ersten knapp fünf Lebensjahren. Krebsens waren eingemietet und belegten das Erdgeschoss. Heute beherbergt das Gebäude die Clientis Bank Oberaargau.

2 Blick von der Rückseite des «Kummerhauses» gegen den heute noch bestehenden «Baslerhof». Deutlich wird das abfallende Gelände, das den drei Geschwistern Krebs sogar Schlittelfahrten erlaubte. Das Bild entstand kurz vor dem Abbruch des Hauses 1969.

3 Anders als das heutige Geschäftshaus an gleicher Stelle stand das «Kummerhaus» auf einem etwa 1.60 Meter hohen Sockel. Die Familie Krebs konnte das ganze Haus nutzen, für die Arztpraxis, fürs Wohnen und für den mittelgrossen Zoo, den vor allem der Vater dort eingerichtet hatte. Im Hintergrund sind «Baslerhof» und knapp die heutige Bibliothek zu sehen.



Die dunkle Wohnung (1878 bis 1882)

Jetzt – in welchem Haus wurde Runggeli denn nun geboren, wenn nicht an der Bernstrasse 28?

Im Jahre 2018 machte sich Felix Müller, der ehemalige Mitarbeiter des historischen Museums Bern, daran, über einen der ersten Direktoren des Museums, Jakob Wiedmer, eine Biographie zu schreiben. Wiedmer war in Buchsi aufgewachsen, zwei Jahre älter als Maria Waser und ein bewunderter Kinderfreund von ihr. Müller wusste, dass Wiedmer in der damaligen Bäckerei oben an der Kirchgasse bei der Abzweigung zur Hintergasse/Finstergasse aufgewachsen war. Das Doktorhaus wäre an der Bernstrasse 28 dann relativ weit weg gestanden.

Müller machte sich nun daran, in Buchsi herauszufinden, ob Maria eine enge Nachbarin von Köbi Wiedmer gewesen war und wandte sich deshalb an den Ersteller des Postkartenbuches «Erinnerungen aus Herzogenbuchsee», Hansjörg Fankhauser. Dieser vertiefte sich in die Grundbuchakten, las sämtliche Romane von Maria Waser – insbesondere den fast unbekanntem Roman «Sinnbild des Lebens», der in nicht-fiktiver Form ihre Kindheits- und Jugendjahre beschreibt. Fankhauser konsultierte anschliessend seine umfangreiche lokale Postkarten- und Fotosammlung sowie das Ortsarchiv und wurde schliesslich fündig: Runggeli erlebte ihre ersten vier Kinderjahre an der Bernstrasse 29, der heutigen Clientis Bank Oberaargau. Dann, von 1882 bis zu ihrem Auszug nach Bern im Jahre 1893, wohnte sie im (1969 abgerissenen) Kummer-Haus an der Bernstrasse 7, wo heute das Geschäft von Optik und Hörgeräte Flückiger steht. Der Bäcker-Köbi und das Runggeli hatten in ihrer späten Kindheit also nur 140 Meter Luftlinie voneinander weg gewohnt.

Das erste der drei Doktorhäuser der Krebsens war für die kleine Maria aber kein Ort wohliger Geborgenheit. Es gehörte Dr. Roth beziehungsweise seiner Witwe Rosina Roth, die es an die Familie Krebs vermietete. Walther Krebs kam gerade aus dem deutsch-französischen Krieg zurück, wo er in Darmstadt in einem Lazarett tätig gewesen war. Sein Doktorat stammte aus dem gleichen Jahr, in dem er nach Buchsi zog, 1871. Das Haus war innen überwiegend dunkel, braun gestrichen und nur im Wohnzimmer einigermaßen hell. Oft schlichen Besucher der Praxis hinten herum an, durch den üppigen Gar-

ten mit vielen schattigen Bäumen, um nicht öffentlich beim Arztbesuch erwischt zu werden. Im ersten Stock wohnte die Hausbesitzerin, eine psychisch kranke Frau mit Kindern, bei der auch Gewaltausbrüche befürchtet werden mussten. Die Vermieterin hatte einst das Leben von Marias Mutter bedroht, wie Schwiegertochter Esther Gamper, eigentlich Waser-Gamper, ohne Details beschreibt. Als Maria einmal im Garten in grösster Not ein heilendes Kräutlein für einen verletzten Vogel holen wollte, stellte sich die Vermieterin böseartig quer – zum Glück nur kurz.

Wie sich Runggeli ans unheimliche erste Haus erinnert, zeigt eindrücklich, wie empfindsam das dritte Mädchen der Krebsens war. Dunkle Stimmungen konnten es in schwierigste Seelenzustände bringen. Heute würde man wohl eine gewisse Neigung zur Depression diagnostizieren. Zusammen mit den späteren heftigen Migräne-Anfällen und der Leukämie, welche Maria Waser 1939 das Leben kostete, war in der Kindheit der «frühe Schatten», wie Gamper ihn nannte, schon angelegt.

Das helle Haus (1882 bis 1893)

Mit gut vier Jahren zog Runggeli mit der Familie rund 200 Meter Richtung Dorfmitte. Diesmal wurde das sogenannte Kummerhaus gleich mit beiden Stockwerken gemietet. Es stand zwischen der bisherigen Drogerie Kilchenmann und dem Baslerhof deutlich erhöht über der Bernstrasse – anders als der aktuelle Neubau. Weil hinter dem Haus der Hang Richtung Hänsiberg anstieg, wo heute das Kirchgemeindehaus steht, nutzten die Kinder dies als Mini-Schlittelanlage. Von der heutigen Burgstrasse rodelten die Kinder, wie es Maria beschreibt, am Haus vorbei, knallten auf die Bernstrasse und schlitterten dort noch auf die gegenüberliegende Seite zum damaligen Schulhaus, wo heute die Berner Kantonalbank steht. Allfällige Fuhrwerke mussten den Kindern ausweichen. Der aktuelle Autoverkehr lässt das damalige Kindervergnügen wie von einem andern Stern erscheinen.

Der Schulweg für Maria wäre also denkbar kurz gewesen. Es gab jedoch diesen Schulweg gar nicht. Alle drei Krebs-Kinder wurden bis zu ihrem zwölften Altersjahr von der Mutter unterrichtet, einer ehemaligen Lehrerin und im Doktorhaus Arzthelferin, Finanzverantwortliche und Apothekerin der Praxis. Offensichtlich erfolgreich. Als Runggeli direkt in die zweite Sekundarschulklasse einstieg und damit das erste Mal



4



5

4 Familienbild Krebs um etwa 1885. Runggeli sitzt als Prinzessin hinter dem Tischchen in der Bildmitte. Links von ihr erkennt man ihre Mutter, darüber mit Bart Dr. Krebs. Hinter Runggeli steht ihre Schwester Gertrud, als Zweite von rechts mit Halskette sitzt ihre Schwester Hedwig.

5 In ihrer Sekundarklasse traf Maria Krebs nur noch auf fünf weitere Mädchen, die hier 1893 fürs Gruppenbild posieren. Der Zopf von Runggeli ist ein Jahr später Ursprung ihres Spitznamens im Knabengymnasium in Bern.

regelmässig ein Schulzimmer betrat, tat sie dies mit überzeugendem Erfolg. Das Zeugnis der dritten Sek in Buchsi jedenfalls zeigt praktisch ausschliesslich Einsen, wie dasjenige von Köbi Wiedmer, dem «Genie», auch.

Da hatte die jüngste Krebs-Tochter die ganz wilden Jahre schon hinter sich. Maria galt in ihren ersten Jahren als «schwierig». Sie war gleichzeitig hochempfindsam, frühreif, wild, im Zeichnen hochbegabt und ausserdem ein wenig jähzornig – wie der Vater. Als einmal noch beim ersten Haus ein rumlummelnder Junge damit begann, ihren geliebten Rotdorn abzureissen, warnte sie ihn zweimal scharf. Als der Rotzunge lachend weitermachte, schmiss sie ihm einen Stein an die Stirn. Trotz Blut war da «keine Spur von Mitleid», etwas, das Maria Waser in ihren späteren Jahren dann so überschwänglich empfand.

Dabei war Runggeli ein herziges, später auch ausgesprochen hübsches Kind. Den dunklen Teint hatte es nicht nur von der Sonne. Seine Haut war sichtbar brauner als jene seiner Schwestern, was die ältere einmal dazu brachte, Runggeli zu necken und zu behaupten, Zigeuner hätten sie als Neugeborenes vor der Praxis abgelegt – frühe Babyklappe praktisch.

Die braune Farbe hatte das Mädchen natürlich auch, weil es ohne bleichendes Schulzimmer bis zwölfjährig ständig draussen war, zeitweise auf jeden Baum kletterte und damit ein bisschen Vaters Traum vom Buben erfüllte. Sie streifte durch die Wälder und die Umgebung, sie erkundete mit dem Vater die Natur, und sie war auch auf der Oschwand mit ihm bei Hausarztbesuchen. Vater Krebs hatte eigentlich einmal Förster werden wollen. Er kannte jeden Baum und Strauch, er war bei der Fauna auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft, und den gab er seiner Jüngsten weiter. Diese zeichnete zwar schon als Sechsjährige besser als die beiden Autoren hier in ihrem ganzen Leben – und gleichzeitig war sie eben mit allem Natürlichen rundum vertraut.

Zuhause im und neben dem hellen Haus gab es eine Art lokalen Zoo – fast hundert Tiere, vor allem Vögel, aber auch kleine Säuger wie Eichhörnchen, Siebenschläfer oder Haselmäuse. Der Tod, der in ihren Büchern eine wichtige Rolle spielt, war da schon handgreiflich, auch wenn es erst Tiere wie ihr vergötterter Zottelhund Milo oder geliebte Vögel waren, die starben und Runggeli ins Elend stürzten.

Das helle Haus an sich war ihm insgesamt so lieb und so vertraut, dass Maria es im Roman «Sinnbild des Lebens» selbst sprechen lässt (Seite 65): «Dieses Häuschen jedoch sagte zu denen draussen: 'Schaut mir ins Herz, und wenn es euch passt, so kommt herein. Ihr könnt aber auch hindurchspazieren wie durch ein lustiges Tor.' Die drinnen aber mahnte es: 'Schaut hinaus, geht ins Freie, o Luft, o Sonne!' Deshalb hatte es so viel Fenster rundum und zwei Haustüren, und der Gang dazwischen war wie eine gedeckte Brücke; wer aber wollte, konnte auch durchs niedrige Küchenfenster hinausspringen, ins Grün des Gartens.»

Der «Zopf»

Runggeli Kindheit im freundlichen Haus ging gegen 1893 zu rasch zu Ende – mit allem was noch dazugehörte: der Sternkarte, die ihr Amelie Moser geschenkt hatte, der flüchtigen Freundschaft mit Köbi Wiedmer, den sie mit einer Geschenkverweigerung enttäuschte, der Freundschaft mit einem Mädchen aus dem Welschland, das wiederum Maria durch Banalitäten bei der Naturbetrachtung enttäuschte. Nach der dritten Sek stieg sie im Frühling 1894 ins Lehrerinnenseminar in Bern ein. Das langweilte sie eher, und sie empfand die teilweise aufgebrelzten Bürgerstöchter ein wenig als oberflächliche Stadtkinder, die erst noch ihre Lehrer anhimmelten, welche sie oft sadistisch behandelten. Gefordert wurde Runggeli erst wieder, als sie ein Semester später ins Knaben-Gymnasium wechselte, als erstes Mädchen überhaupt, das alle Klassen durchlief. Da war sie zuerst die belächelte exotische Landpomeranze – und dann schon bald Spitzenschülerin. Als man ihr dort «Zopf» sagte, halb auf ihre Landherkunft anspielend, halb mit Hochachtung, da hatte Maria Waser ihre Kindheit hinter sich.

Das dritte Doktorhaus, dasjenige beim Scheidegg-Kreisel, bewohnte sie nur noch einmal für längere Zeit, als sie während des Geschichtsstudiums drei «Lesesemester» meist zuhause verbrachte. Sie, die als Kind erst Malerin, dann Tänzerin werden wollen, hatte neben dem Rumtoben in der Natur und vor dem Gymer relativ wenig gelesen. Das holte sie jetzt nach – und wurde damit die erste Doktorin der Geschichte des Landes und eine der wichtigsten Schweizer Schriftstellerinnen der Zwischenkriegszeit.

6 Die drei Häuser von Runggeli Kindheit und Jugend liegen nur ein paar hundert Meter auseinander alle an der Zürich- beziehungsweise Bernstrasse. Das Geburtshaus (A) stand 1878 noch am Dorfrand, das von Dr. Krebs gekaufte Doktorhaus (C) erst recht. Die wichtigsten Kindheitsjahre verbrachte Maria Krebs im «Kummerhaus» (B) genau gegenüber dem damaligen Primarschulhaus, an dessen Stelle heute das Gebäude der Kantonalbank steht.

7 Um 1898 oder 1899 herum zieht die Praxis Dr. Krebs in die Bernstrasse 28 um. Das Haus, das heute am Migros/Coop-Kreisel steht, gehört den Krebsens bis 1919. Runggeli kannte das Haus nur noch von Besuchen, da es ab 1894 in Bern (Gymnasium) und ab 1897 in Lausanne und dann wieder in Bern (Universität) lebte.



6



7

Literatur (chronologisch):
 Waser, Maria: Land unter Sternen (Dorfbeschreibung von Herzogenbuchsee in der Form eines Romans); 1930
 Waser, Maria: Sinnbild des Lebens (biografischer Roman); 1936
 Gamper, Esther: Frühe Schatten, frühes Leuchten – Maria Wasers Jugendjahre; 1945
 Gamper, Esther: Maria Waser; in: Maria Waser – Berner Erzählungen, Wende (Anthologie); 1959
 Multerer, Thomas: Maria Wasers Roman «Land unter Sternen»; in: Jahrbuch des Oberaargaus Band 32, 1989
 Steiner, Sylvia: Maria Wasers Leben und Werk; in: Maria Waser – Von der Liebe und vom Leben – eine illustrierte Anthologie; 1990
 Müller, Felix: Rastlos – Das erstaunliche Leben des Archäologen und Erfinders Jakob Wiedmer-Stern (1876–1928); 2020
 Fankhauser, Hansjörg: Auf der Entdeckung des Geburtshauses der schweiz. Schriftstellerin Dr. Maria Waser-Krebs (unveröffentlichtes Manuskript); 2022

DEN OBERAARGAU IM HERZEN

PEDRO LENZ

Text — Pedro Lenz

Bild — Liliane Holdener



Kleinere Städte oder grössere Dörfer – und Langenthal ist beides – haben oft die Tendenz, sich rechtfertigen zu wollen. Aber jede Rechtfertigung weckt den Verdacht, es sei etwas nicht in Ordnung.

Wenn jemand von einem meiner Kinder sagen würde, eigentlich sei es viel weniger hässlich als man auf den ersten Blick glaube, es habe immerhin eine wohlgeformte Nase. Es sei auch nicht gar so dumm, wie man meinen würde, denn es könne schön Verse aufsagen. Und ausserdem sei es auch nicht so unsportlich, wie alle glaubten, denn hin und wieder könne es gut zuschlagen. Dann würde ich wohl den Verdacht nicht los, mit diesem Kind sei etwas nicht so, wie es sein sollte. Was ich sagen will, Rechtfertigungen tun dem Objekt, das sie zu rechtfertigen suchen, oft nicht gut. Sie bewirken das Gegenteil dessen, was eigentlich beabsichtigt war.

Deswegen kam mir neulich die Anfrage einer Zeitung ein bisschen ungelegen. Die Zeitung wollte mit mir ein Interview über den Oberaargau führen. In diesem Interview hätte ich die Gelegenheit gehabt, so erklärte man mir, mit den negativen Klischees über den Oberaargau aufzuräumen. Ich war fast froh, dass ich aus Zeitgründen absagen musste, denn ich spürte, dass es wieder einmal darum gegangen wäre, den Oberaargau zu rechtfertigen.

Wohl sei der Oberaargau nicht so malerisch wie das Emmental, aber er sei doch auch schön, hätte ich sagen können. Der Oberaargau sei nicht so touristisch wie das Oberland, aber auch voller Sehenswürdigkeiten, nicht so fruchtbar wie das Seeland, aber dennoch fruchtbar, nicht so industrialisiert wie Biel und der Berner Jura, aber auch eine Industrieregion, nicht so mächtig wie das Umland von Bern, aber gar nicht weit davon entfernt.

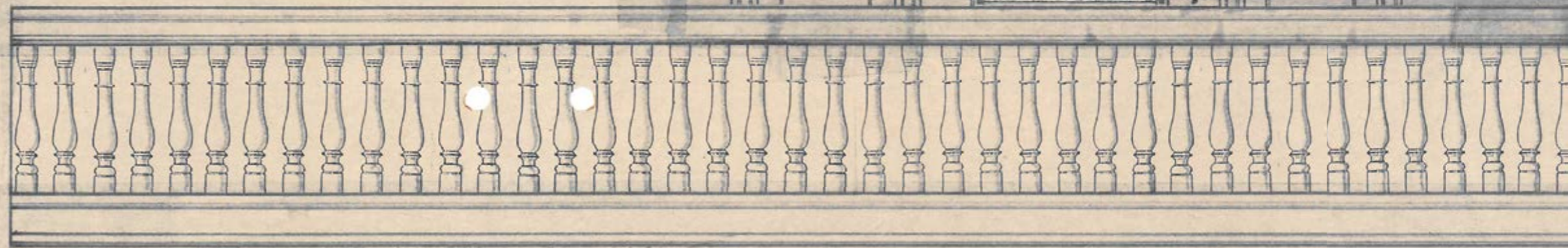
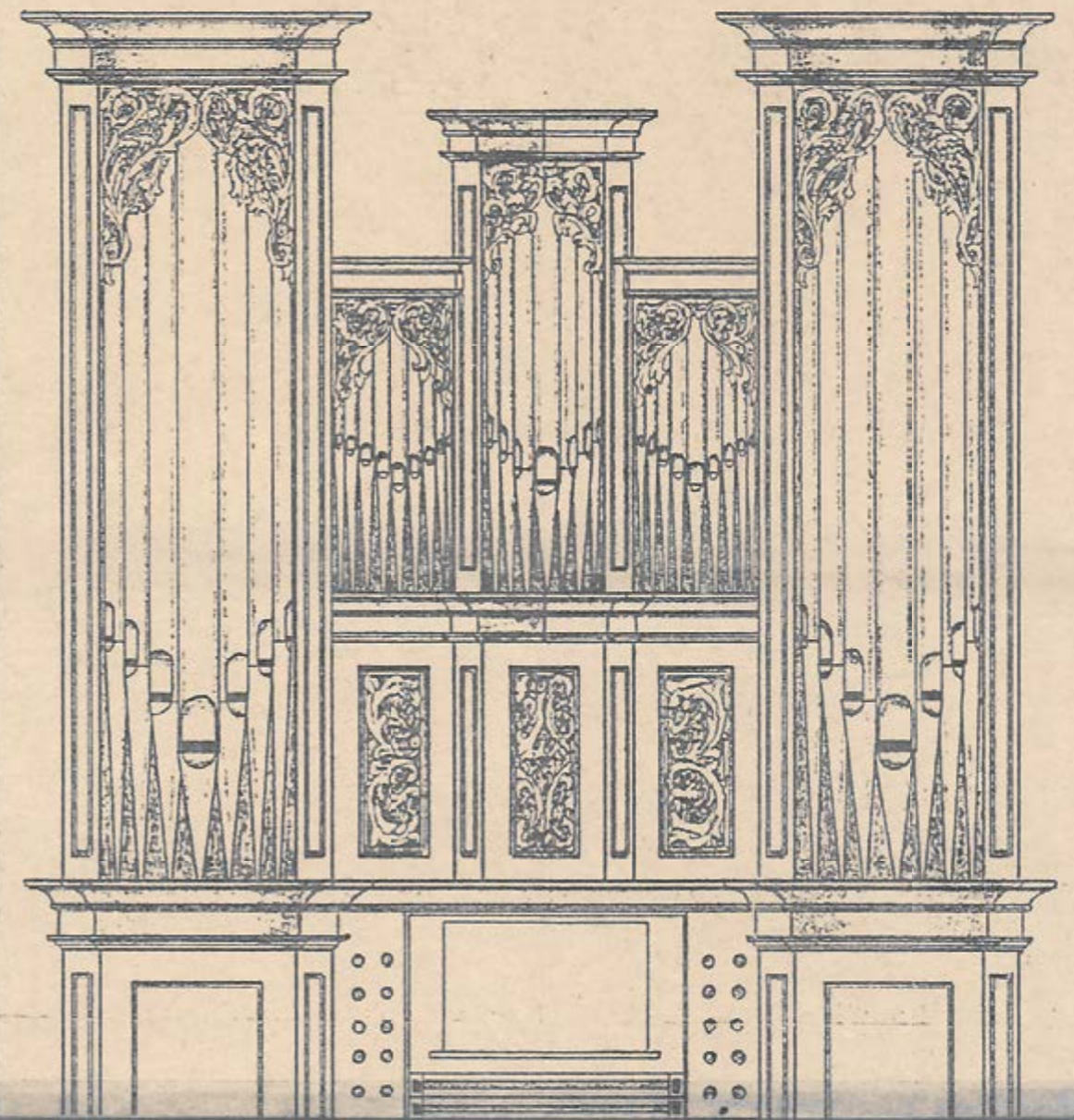
Da ich seit vielen Jahren in Olten lebe, habe ich viel Erfahrung im Anhören von Rechtfertigungen, die überhaupt nicht nötig wären. Und mir ist es ehrlich gesagt auch ein bisschen Wurst, was die Restschweiz vom Oberaargau denkt. Für mich ist der Oberaargau die Region meiner Kindheit und Jugend. Und da ich glaube, unverdientermassen eine recht gute Kindheit und eine recht gute Jugend erlebt zu haben, bin ich mit dem Oberaargau im Reinen. Ich rannte an Jugendriege-Tagen in Ursenbach, Wangen an der Aare oder Lotzwil. Ich spielte an Fussballgrümpeltournieren in Schwarzhäusern und Madiswil. Ich durfte Pontonier sein in Wynau und unglücklich verliebt in eine Aarwangerin. Wir waren auf Maibummeln und Schulreisen im Mutzgraben und auf der Hohwacht in Reisiswil und im Bürgisweyerbad. Ich sah die Radquer-WM 1975 in Melchnau. Ich kenne die Bäder von Roggwil und Herzogenbuchsee, und ich trank Gin Tonic in Rütshelen. Warum sollte ich diese Orte rechtfertigen? Der Oberaargau ist Teil meiner Persönlichkeit. Ob das gut oder schlecht ist, sollen andere beurteilen.

Bis heute freue ich mich, wenn ich irgendwo in der Schweiz jemanden reden höre und dabei das weiche Berndeutsch mit den langgezogenen Vokalen erkenne, das im Oberaargau gesprochen wird. Nicht weil die Sprache schöner oder besser als irgendeine Sprache wäre, sondern weil es die Sprache meines Herzens geworden ist, die Sprache, die sich tiefer in mir festgesetzt hat, als die Sprache meiner Mutter oder der Dialekt meines Vaters. Ohne Patriot zu sein, kann ich sagen, dass ich den Oberaargau liebe. Und was man liebt, rechtfertigt man nicht.

40 BÄUME FÜR EINE ORGEL

DREI «MEISTERWERKE»
IN DER REFORMIERTEN
KIRCHE ROGGWIL

Text — Christine Sackmann-Schneeberger



Plan der heutigen Orgel von Metzler Orgelbau AG Dietikon, gezeichnet von A. Metzler 17. Januar 1983, ergänzt um das Profil der Emporenbrüstung von der Firma Fritz Lanz AG Schreinereiunternehmen, Roggwil 22. April 1985.

Heute gehört eine Orgel selbstverständlich zur Einrichtung jeder Kirche. Orgeln hielten jedoch erst im Laufe des 19. Jahrhunderts Einzug in die Kirchen beider Konfessionen. Vorher begleiteten in den reformierten Gotteshäusern der Schweiz Musikkollegien oder Kirchenensembles den Gemeindegesang. Davon berichtet auch die Roggwiler Chronik von Johannes Glur: «An Kirchenmusikanten (Bosenisten und Zingenisten) wurde ehemals jährlich, ungleich, von 10–13 Krn. [Kronen] bezahlt. A[nn]o 1798 haben diese aufgehört. Denen so in der Kirche Psalmen gesungen, wurde ehemals alle Neujahr 60 Bz. [Batzen] zu vertrinken gegeben. Der Sangermeister hatte 5 Krn. Lohn. Diese Uebung hatte auch bei der Revolution aufgehört.»

In den Protokollen des Roggwiler Kirchenvorstandes taucht die Idee einer Orgel erst am 25. August 1854 auf: «In der daherigen Gesangbuchberathung kam auch die Anschaffung einer Orgel in unsrer Kirche zur Sprache, für welche sich eine allgemeine Geneigtheit kund gab.» (Abbildung 2)

Bis zur Verwirklichung dieser Idee sollten noch ganze 14 Jahre vergehen! Erst im Januar 1859 wurde die Orgelfrage im Kirchgemeinderat gestreift: «Schade wäre es übrigens, wenn durch diese neue Anschaff[un]g unser Kirchengesang in Verfall gerathen sollte. Hierauf wird erwiedert, man solle das Eine thun, u: das Andere nicht lassen. Mehrere Mitglieder machen auf die neue, schöne Orgel in der Glashütten aufmerksam, so wie darauf, dass es nicht rühmlich wäre, hinter dieser Nachbargemeinde gar weit zurubleiben.»

Es verstrichen aber nochmals fast sechs Jahre, bis die Burger- und nicht etwa die Kirchgemeinde die Errichtung einer neuen Orgel vorantreiben konnte. In deren Protokoll vom 24. Dezember 1864 heisst es: «Betreff Anschaffung einer Orgel wird mit 78 gegen 20 St. beschlossen; Es solle für die hiesige Kirchgemeinde eine Orgel angeschafft werden und zwar rein von der Burgergemeinde aus. Um die Kosten decken zu können, soll abgehendes Holz geschlagen und verkauft werden.»

Zur Finanzierung der Orgel wurden Bewilligungen eingeholt, um 8 Bäume aus dem Oberwald und 32 Tannen aus dem Niederwald zu schlagen. Ein halbes Jahr später lag eine Offerte von Orgelbauer Weber vor. Sie sollte von einem «andern

Sachkundigen untersucht und geprüft werden. Dieser Sache annehmen soll sich Burgerrat Kohler». Am 6. August 1865 presentierte der Orgelbauer Louis Kyburz aus Solothurn, der bereits die Orgel in der Glashütten gebaut hatte, eine Gegenofferte. (Abbildung 1)

Gut zwei Wochen später ging beim Burgerrat die Ankündigung eines Besuchs von Johann Andreas Otto, Orgelbauer in Luzern, ein. (Abbildung 3)

Johann Andreas Otto (1838 in Thalheim/Württemberg – 1914 in Muri/AG) hatte seine Ausbildung möglicherweise in Solothurn bei dem zuvor erwähnten Mitkonkurrenten Kyburz genossen. Seit 1861 hatte er seine Werkstatt in Luzern. Am 1. Oktober 1865 erhielt Otto den Zuschlag für den Einbau der ersten Roggwiler Orgel. Mitunterzeichner war der seit 1844 in Zofingen wohnhafte und weitherum bekannte Organist Eugen Petzold (1813–1889), der, wie erst nachträglich erwähnt wurde, «an der Ausführung freundlich mitwirkte, und den Akkord hatte abschliessen helfen».

Der Einbau der ersten Orgel 1868

Im Hinblick auf die Errichtung der Orgel musste im Frühjahr 1868 die Empore, die so genannte Vorkirche, vollständig erneuert werden: «Vorher hatte die Empore eine andere Gestalt. Sie reichte nur bis zum ersten Fenster und ging über die ganze Breite der Kirche. Die Bänke, die keine Rücklehne hatten, stiegen ziemlich steil an, es waren ihrer etwa fünf bis sechs.»

Neu stand die Empore auf sechs Eisensulen. Im April wurde die Orgel, in Einzelteile zerlegt, per Bahn von Luzern nach Murgenthal geliefert,



1 Offerte von Louis Kyburz, Solothurn vom 6. August 1865, Seite 1

da der Roggwiler Personenbahnhof bekanntlich erst 1882 um einen Güterbahnhof erweitert wurde. (Abbildung 4)

Im Mai 1868 wurde die Kollaudation der Orgel geplant:

- « – Die Einweihung findet statt Sonntag, den 7. Juni, Nachmittags um 1 Uhr.
- Einzuladen sind: Herr Dekan Walther, Herr Regierungsstatthalter Geiser, Herren Pfr. Jaggi, Ammann u. Lutz.
- Das Mittagessen wird im Bären um 2 Fr.50 mit 1 Flasche Wein gehalten.
- 30 Flaschen weißen Ehrenwein werden besonders berechnet.
- Zur Untersuchung der Orgel und Ausstellung eines Gutachtens soll berufen werden: Herr Petzold in Zofingen, der bereits den Akkord über dieselbe hatte abschließen helfen, und der auch an der Aufführung freundlich mitwirkt.
- Der Musik, die den Zug bei der Kirche empfängt, u. zum Bären geleitet, dem Männer-Chor u. dem gemischten Chor, die beide in der Kirche ein Lied vortragen werden, wird von einer hiezu bezeichneten Kommission eine Erfrischung bestimmt werden.»

Diese fachgerechte Prüfung der Orgel durch den Experten fand erst am Tag vor der Einweihung statt. (Abbildung 6)

Das Kirchenratsprotokoll vom 8. Juni bezifferte die Gesamtkosten für die Orgel: «Die Orgel, verakkordiert um 8000 Franken an Herrn Otto in Luzern [...]» Gleichzeitig mit der Roggwiler Orgel hatte Otto die Orgel in Meisterschwanden (AG) gebaut. Dieses Instrument ist das einzige heute noch fast ganz original erhaltene Werk von Orgelbauer Otto. Ihr Spieltisch sah dem Spieltisch der Orgel in Roggwil wohl sehr ähnlich: «Den in die Brüstung eingelassenen Spieltisch zieren vier Felder kleiner Pfeifen, die wohl nicht klingend waren.» Der Organist spielte also mit Blick in den Kirchenraum und zur Kanzel.

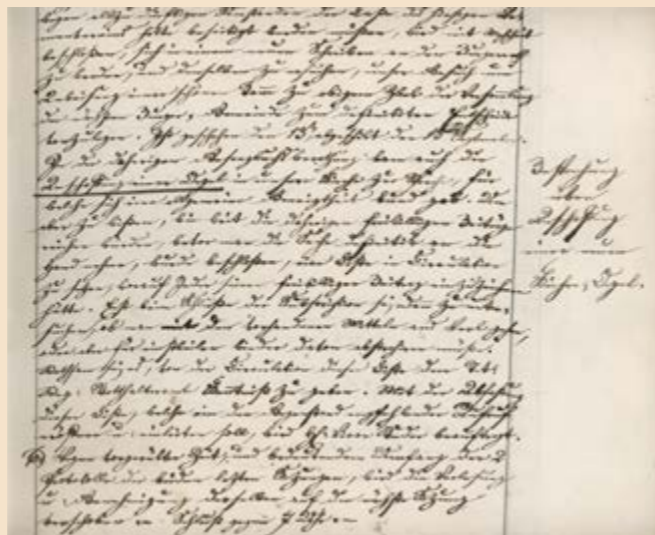
Die Roggwiler Organisten der ersten Stunde waren die drei Lehrer: Jakob Schaad, Lehrer, von 1869-1874, Gottlieb Lanz (1845-1905), Oberlehrer und Organist (auch Burgerschreiber), 1868-1905, und Johann Jakob Hönger (1849-1921), Lehrer (auch Zivilstandsbeamter und zeitweise Kirchgemeinderat), 1868-1920, also 52 Jahre.

Die Otto-Orgel erwies sich leider schon bald als Sorgenkind. Ein grosses Problem war die Feuchtigkeit in der Kirche, die noch dadurch erhöht wurde, dass die Feuerwehrschräume stets im Kirchenschiff getrocknet wurden. Zudem trug menschliches Versagen zur kurzen Lebensdauer der Orgel bei:

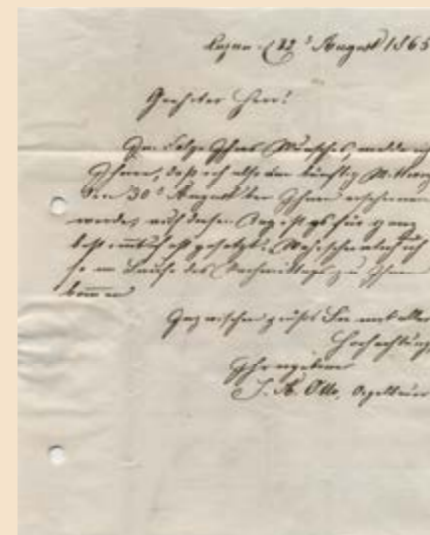
«30 Jänner 1881: Durch die Unvorsichtigkeit des Sigrüst, der ohne Wissen der Behörde die Kohlen aus dem Ofen in einen Eisenhafen gesammelt und auf dem Kirchenboden hinter Holz verborgen hatte war am Sonntag Abend nach 6 Uhr Feuer ausgebrochen. Die Gluth des Hafens, [...] hat sich dem hölzernen Boden mitgetheilt und als endlich der Rauch und das Feuer sichtbar geworden war, war schon [...] ein ziemlicher Schaden angerichtet nicht nur am Holz sondern auch an der Gipsdecke und Orgel durch das Wasser der Spritzen.»

Die Orgel musste von Orgelbauer Otto repariert werden, worauf der Experte, Hh. Müller aus Langenthal, eine zwiespältige Prognose stellte: «Die Orgel hat Mängel die nicht mehr gutzumachen sind; daneben aber bleibt es ein schönes und reichhaltiges Werk und was daran zu bessern war – ist geschehen. Hh Otto hat sich alle Mühe gegeben, die Orgel ist wieder in gutem Stand.»

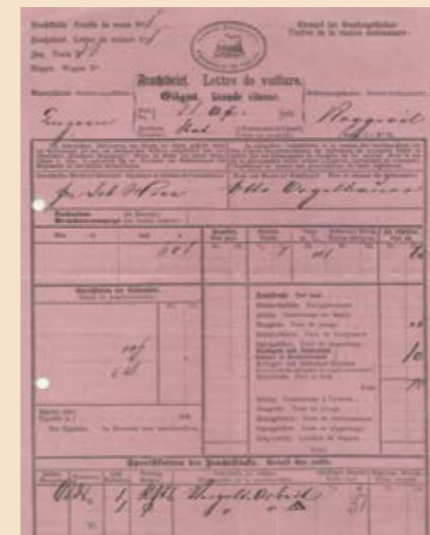
Die Klagen über die immer störungsanfälligeren Orgel liessen sich jedoch bald nicht mehr überhören. Im Januar 1910: «Seit einigen Wochen schon tönen beim Spielen einige Stimmen der Orgel fortwährend nach, was etwas störend für den Gesang wie peinlich für den Organisten ist.»



2



3



4

I. Manual		II. Manual	
Bourdon	16'	Dulciana	8'
Flöte	8'	Spitzflöte	4'
Viola di Gamba	8'	Traversflöte	4'
Principal	8'		
Octav	4'	Pedal	
Gedackt	8'	Subbass	16'
Quinte	4'	Oktavbass	8'
Mixtur 4fach	2'	Trompete	8'
		Violoncello*	8'
		*1892 eingebaut	

Kopplungen, Kollektivzug «Forttritt» (1892 eingebaut)
 Spiel- und Registertraktur mechanisch
 Umfänge der Klaviaturen:
 Manuale C bis f3, Pedal C bis c1

5



Inneres der Kirche Roggwil.

6

2 Randnotiz «Besprechung über Anschaffung einer neuen Kirchenorgel». Seite 41 aus dem Protokoll des Kirchenvorstandes Roggwil vom 25. August 1854.

3 Brief von Orgelbauer Johann Andreas Otto, 23. August 1865. «... In Folge Jhres Wunsches, melde ich Jhnen, daß ich also am künftig Mittwoch den 30. August bei Jhnen erscheinen werde ...».

4 Schweizerische Eisenbahnen: Frachtbrief April 1868 (im Archiv der Kirchgemeinde Roggwil).

5 Disposition Orgel 1868 von Johann Andreas Otto (Rekonstruktion, u.a. aufgrund der Umbaupläne von Ernst Graf und Ernst Schiess, 1926).

6 Orgel von J. A. Otto, 1868. Postkarte, Foto Hans Bär, Langenthal

Die Planung einer neuen Orgel

Bereits am 6. Januar 1914 wurde der Wunsch nach Anschaffung einer neuen Orgel protokolliert: «An der nächsten Kirchgemeindeversammlung soll ein zweites Befinden über den Zustand der Orgel vorgelegt werden; denn in nächster Zeit muss an derselben eine gründliche Reparatur vorgenommen werden, sofern dieselbe nicht durch eine neue ersetzt werden kann.» Doch der Erste Weltkrieg durchkreuzte jegliche weitere Planung. Darum entschied man sich 1921 für den Einbau eines Orgelmotors; denn bis dahin waren immer zwei Personen benötigt worden, um die Orgel zum Klingen zu bringen: einen Organisten und einen Blasbalg-Treiber oder eben «Kalkanten». (Abbildung 7)

Am 1. Januar 1923 trat Lehrer Hermann Geiser (1887–1957), der sich für einen Orgelneubau einsetzte, die Organistenstelle an. 1926 konnte er einen ersten Erfolg verbuchen:

«Gemäss mündlicher Äusserung wünschte unser Organist Hermann Geiser auch eine prominente Persönlichkeit des Orgelspiels beizuziehen, und wünscht, es würde Herr Graf, Organist am Berner Münster konsultiert werden.»

Münsterorganist Ernst Graf (1886–1937) und der bernische Sachverständige für Orgelbau, Glockenkunde und Akustik, Ernst Schiess (1894–1981), legten in einem handschriftlichen Brief vom 23. August 1926 ihre Gedanken zur Orgelsituation in Roggwil dar. Dabei verwarfen sie den Umbau der bestehenden Orgel, plädierten für einen Neubau und skizzierten nicht nur eine wünschenswerte «Disposition der neuen Orgel», sondern nannten sogleich mögliche Orgelbauer.

Der Finanzierung eines solchen Unternehmens stellten sich allerdings Hindernisse in den Weg. Ermöglicht wurde der Bau erst durch eine unerwartete Wendung: Im April 1932 vermachte Fräulein Elise Grütter der Kirchgemeinde 10'000 Franken für die Kirchenrenovation und den Orgelbau. Ab diesem Zeitpunkt schritten die Planungen rasch voran; denn der prekäre Zustand der Orgel erlaubte keinen weiteren Aufschub.

Da auch die ganze Kirche renoviert werden sollte, reiste der Kirchgemeinderat nach Herzogenbuchsee, Seeberg, Rohrbach, Bleienbach, Thunstetten, Ursenbach und Walterswil, um Ideen für die Gestaltung der Roggwiler Kirche zu

sammeln. In den erhaltenen Berichten von diesen Exkursionen scheint vieles von dem vorgegenommen, was dann tatsächlich realisiert wurde.

Alle Orgelbauer offerierten den Bau einer pneumatischen Orgel, wie sie zwischen 1890 und 1930 am häufigsten gebaut wurde. Dabei basierte die Verbindung von den Tasten zu den Pfeifenventilen (in der Fachsprache: die Traktur) auf einem pneumatischen Röhrensystem.

Am 27. September 1932 schrieb Ernst Graf dem Kirchgemeinderat: «Ausser den Firmen Kuhn, Schaefer und Tschanun, empfehlen wir Ihnen noch die aufstrebende Orgelbauanstalt Metzler + Co. in Dietikon-Zürich zur Mitkonkurrenz; sie hat sich nach ursprünglicher Tätigkeit in Felsberg bei Chur (seit ca. 1890) neuerdings auch im Mittelland festgesetzt und bereits Beweise ihrer kunsthandwerklichen Konkurrenzfähigkeit geliefert.»

Am 7. Oktober offerierte die Orgelbaufirma Metzler & Co. (Dietikon, ZH) einen Neubau, dessen Kosten sich auf 29'200 Franken beliefen: «Zur Eingabe selber haben wir weiter nichts zu bemerken, als dass es uns gefreut hat, wieder eine Orgel zu devisieren [...]. In Bezug auf die Trakturfrage haben wir uns [...] gestattet, Ihnen den Vorschlag zu machen, die ganze Verbindung von der Taste zum Pfeifenventil mechanisch zu machen. Das Gefühl der direkten Verbindung zwischen Taste und Spielventil ist dadurch viel grösser und gerade dieses direkte Gefühl ist das Schöne an der mechanischen Traktur. Was würden unsere Pianisten sagen, wollte man ihre Flügel pneumatisch umbauen! Dass bei grossen Orgeln mit den vielen Koppeln die elektrische Traktur vorzuziehen ist, darüber ist man sich im Klaren, dagegen für Werke von dieser Grösse scheint uns die Mechanik das Beste zu sein.»

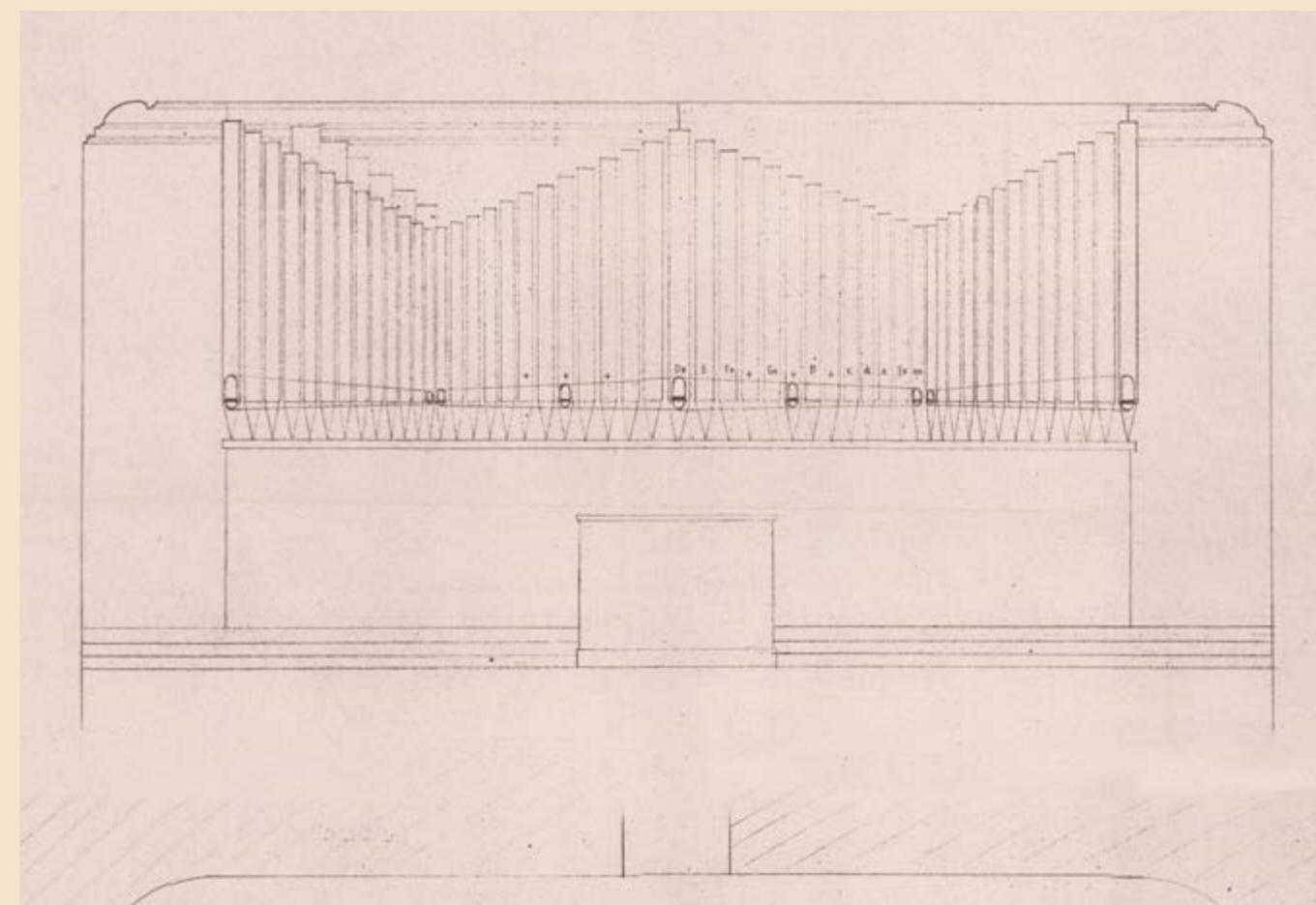
In wenigen Tagen erörterte der Kirchgemeinderat in seiner Korrespondenz mit den beiden Experten Graf und Schiess technische Fragen; denn schon am 30. Oktober fand die einschlägige Kirchgemeindeversammlung statt. Man entschied sich für die Firma Metzler & Co. in Dietikon. Die Kosten für die Orgel betrug laut Vertrag (und Nachtrag) nun 31'450 Franken. (Abbildung 8).

Unglücklicherweise und entgegen anderslautenden Empfehlungen wurde aber beschlossen, die Orgel mit elektrischer Traktur zu versehen.



27 Schnitt durch die französische Orgel des 15. Jahrhunderts nach Dom Bédos de Celles. (L'art du facteur d'orgues, Paris 1766 ff., Tafel LII.)

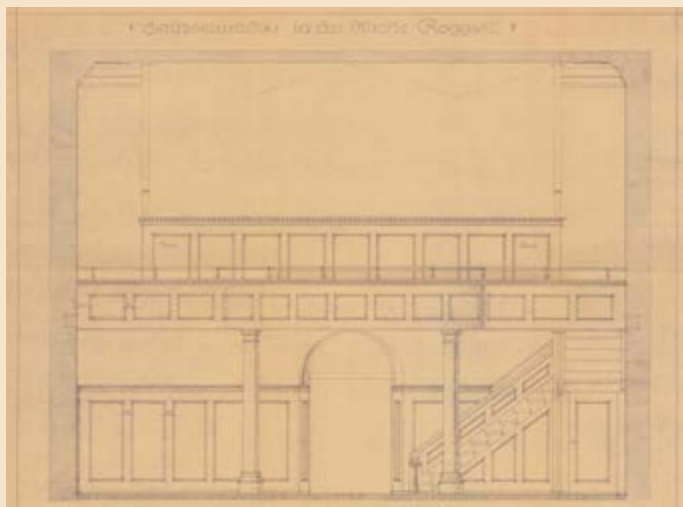
7



8

6 Kalkant, «Zieher», «Treter». Kupferstich aus Dom Bédos de Celles: L'art du Facteur d'Orgues, Paris 1776.

7 Studie für die Orgelanlage, 8. Dezember 1932, von Ernst Schiess.



9



10

I. Manual		II. Manual	
Rohrflöte	16'	Principal	8'
Principal	8'	Gedackt	8'
Hohlflöte	8'	Salicional	8'
Gemshorn	8'	Principal	4'
Octav	4'	Rohrflöte	4'
Nachthorn	4'	Nazard	2 3/4'
Mixtur 5-7fach	2'	Waldflöte	2'
Dulcian	8'	Terz	1 3/4'
		Zimbel 4-6fach	1'
		Trompete	8'
		Schalmey	4'
Pedal			
Principalbass	16'		
Subbass	16'		
Flöte	8'		
Choralbass	4'		

Koppeln und Spielhilfen
 Spiel- und Registertraktur elektrisch
 Umfänge der Klaviaturen:
 Manuale C bis g3, Pedal C bis f1

11

Einbau der zweiten Orgel 1933

Hans Glur übernahm die Planung und den Umbau einer vollständig neuen Empore, was auf unerwartete Probleme stiess: «Das Kircheninnere sollte neu geweihselt werden. Die nähere Untersuchung zeigte den Bestich auf weite Strecken lose. Man musste sich entschliessen, ihn zu erneuern. Beim Wegnehmen zeigten sich über den Fenstern Graumalereien. [...] Sie sind 1665 erstellt worden. Wahrscheinlich wurden sie 1816 bei der Kirchenrenovation überdeckt. [...] Die ausserordentliche Kirchgemeinde vom Mittwoch abend, dem 28. Juni 1933, beschloss die Erhaltung.» (Abbildung 12)

«Am Montag, den 18. August [1933] traf die Orgel ein.» Der Schlussbericht, verfasst von den Gutachtern Ernst Graf und Ernst Schiess, trägt das Datum des 2. Oktobers. Leider ist vom Spieltisch dieser zweiten Orgel keine Abbildung erhalten. Einen Eindruck davon vermittelt höchstens die Fotografie des Spieltisches der 1948 errichteten Metzler-Orgel in der reformierten Kirche Aarwangen. (Abbildung 10)

Am 29. Oktober fand die «Orgel-Weihe» statt. Das Langenthaler Tagblatt vom 1. November 1933 resümierte: «... [die] wertvollen Malereien, sind ausgezeichnet gelungen, so daß die Kirche von Roggwil heute neben St. Urban und Wynau zu den schönsten Kirchen des Schweizerlandes gezählt werden kann. Man wird bei einem Besuch von St. Urban und Wynau nicht mehr achtlos an der Kirche von Roggwil vorübergehen. [...] Die Orgelbauer Metzler schufen hier wirklich ein Meisterwerk. [...] Prof. Graf war der berufene Mann, dieses schöne Werk der Gemeinde vorzuführen. Der Frauenchor, der Männerchor und die vereinigten Arbeiterchöre haben sich für den festlichen Tag zur Verfügung gestellt, und halfen mit je einem wohlvorbereiteten Liedvortrag die Feier bereichern.»

Im Jahr 1942 wurde eine Revision «vor Ablauf der Garantiefrist beantragt, um die verschiedenen Mängel dadurch zu beheben». Diese erste Überarbeitung konnte aber erst 1944 ausgeführt werden. Eine weitere erfolgte im April 1954, und 1966 wurde die erneute Kirchenrenovation mit der Forderung abgeschlossen: «Sie soll mit der Revision der Orgel als letzter Etappe zum Abschluss kommen.» Allerdings beschränkte sich die «Revision» auf die Reparatur einer einzigen Pfeife, und dies erst vierzehn Jahre später (1980).



12

9 Plan für den Emporenumbau von Hans Glur, 9. Februar 1933.

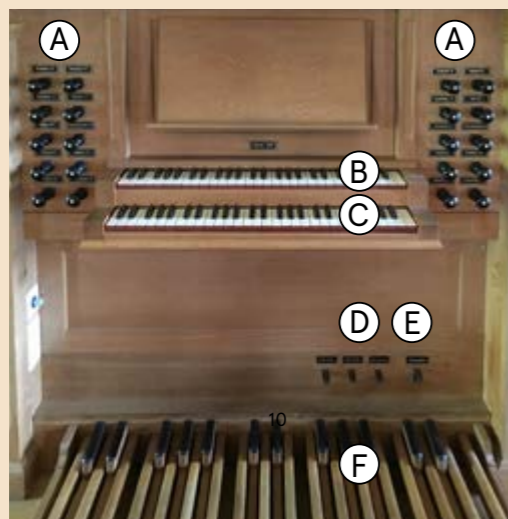
10 Spieltisch der Orgel von Metzler & Co. in der reformierten Kirche Aarwangen, 1948. Foto Christine Sackmann

11 Disposition Orgel 1933 von Metzler & Co, Orgelbau in Dietikon-Zürich
 Disposition und Mensuren:
 Prof. Ernst Graf, Münsterorganist Bern, und Ernst Schiess, Orgelbausachverständiger Bern.

12 Orgel von Metzler & Co, 1933. Foto Hans Bär, Langenthal, 1933



13



14

I. Manual		II. Manual	
Principal	8'	Gedackt	8'
Bourdon	8'	Rohrflöte	4'
Octave	4'	Nasard	2 2/3'
Spitzflöte	4'	Doublette	2'
Quinte	2 2/3'	Terz	1 3/8'
Superoktave	2'	Zimbel	3/8'
Mixtur 3 – 4fach	1 1/2'	Vox humana	8'
Dulcian	8'		

Pedal

Subbass	16'	Manualkoppel
Oktavbass	8'	2 Pedalkoppeln
Oktave	4'	Tremulant
Fagott	16'	
Trompete	8'	

Spiel- und Registertraktur rein mechanisch,
Stimmung nach Werkmeister III
Umfänge der Klaviaturen: Manuale C bis f3, Pedal C bis f1

15

Einbau der dritten Orgel 1985

Die Mängel der Orgel von 1933, vor allem das häufige Versagen der Elektronik, gaben den Anstoss zu einem Neubau. Die Kosten für eine Revision, die verschiedentlich angemahnt wurde, lohnten sich schliesslich nicht mehr.

Bereits 1982 begann eine Kommission das Projekt mit Unterstützung des Organisten Heinz Balli (*1941), welcher später Berner Münsterorganist wurde, zu verwirklichen. Auch dieses Mal kam die Firma Metzler & Co. zum Zug. Dabei wiederholten sich jene Vorgänge, wie sie sich bei den früheren Orgelprojekten beobachten liessen: Finanzierungsabklärungen, Ausschreibung, Offerten diverser Anbieter, Evaluationen und schliesslich ein Beschluss der Kirchgemeindeversammlung am 30. Mai 1983. Nun ging es allerdings um einen Betrag von 246'500 Franken.

Diesmal entschied man sich endlich für eine Orgel mit mechanischer Traktur und Registeranlage, die sich zudem stilistisch an barocke Vorbilder anlehnte. Auch vor diesem Einbau musste die Empore neugestaltet werden. (Abbildung Seite 119)

Am Wochenende des 18./19. Januar 1986 konnte die heute noch bestehende Orgel eingeweiht werden. (Abbildung 13)

Diese Metzler-Orgel ist nun knapp vierzig Jahre alt. Die Unterhaltskosten konnten auf das Minimum reduziert werden, weil eine alljährliche Nachstimmung jeweils im Dezember genügt und die vollmechanische Bauweise kaum Materialabnutzung verursacht. Mussten die beiden Vorgängerorgeln nach 65 beziehungsweise 52 Jahren wieder abgerissen werden, liegt heute ein Ersatz der jetzigen Orgel in weiter Ferne. Voraussetzung ist aber eine kontinuierliche Pflege des herrlichen Instruments. So heisst es auf der Homepage der reformierten Kirche Roggwil im November 2021 – im Hinblick auf die Gesamtrenovation der Kirche im Jahr 2022:

«Im Verlauf des Sommers hat sich gezeigt, dass die Orgel komplett revidiert werden muss. Diese Arbeiten werden im nächsten Sommer nach Abschluss der Kirchenrenovation ausgeführt. Der Kirchgemeindeversammlung im November wird die Genehmigung des dazu erforderlichen Verpflichtungskredits im Betrag von Fr. 43'000 beantragt.» (Abbildung 16)



16

13 Orgel von Metzler Orgelbau AG, 1985.
Foto Bär, Langenthal, 1985

14 Spieltisch Metzler-Orgel 1985:
A) Register. B) Manual II. C) Manual I.
D) Kopplungen. E) Tremulant. F) Pedal.
Foto Christine Sackmann

15 Disposition Orgel 1985 von Metzler
Orgelbau AG, Dietikon
Beratung Heinz Balli, Münsterorganist
Bern; Intonation: Hansueli Metzler;
Schnitzereien: Joseph Brühlmann, Muri AG

16 Orgel von Metzler Orgelbau AG, 1985.
Foto Bär, Langenthal, 1985

Literaturverzeichnis

Archivalien:
Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstandes
Roggwil und Kirchenguts-Rechnungen,
Kirchliche Gemeindeblätter 1925–1975,
Dokumentationen zu den Orgeln 1868,
1933, 1985 im Archiv der Kirchgemeinde
Roggwil
Sitzungs-Protokolle im Archiv der
Burgergemeinde

Literatur:
Johannes Glur, Roggwiler-Chronik,
Zofingen: Johann Rudolf Ringier 1835
Valentin Nüesch, Roggwiler Chronik,
Langenthal: Buchdruckerei Merkur AG 1936

Simon Kuert, Roggwil im Wandel der Zeit.
Eine neue Roggwiler Chronik, Langenthal:
Buchdruckerei Merkur AG 2006
Hans Gugger, Die Bernischen Orgeln, Bern:
Stämpfli 1978
Anselm Hartinger: «Leipzig-Zofingen-Basel
und zurück» in: Martina Wohltat (Hrsg.),
Notenlese. Musikalische Aufführungspra-
xis des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in
Basel. Basel: Schwabe 2013, S. 58ff.
Bernhard Hoerler, Ars Organi 65,
Heft 3, September 2017, S. 146ff.
Homepage der reformierten Kirche Roggwil:
ref-kirche-roggwil.ch/aktuelles/
kirchenrenovation/
(letzter Zugriff: 11. November 2021)

«MIR HEI E VEREIN- I GHÖRERZUE» VEREINSWELTEN

*Koordination, Text — Daniel Gaberell**

Vereine

Gemäss dem Webportal vereinsverzeichnis.ch gibt es im Oberaargau 882 Vereine. Dass die Schweiz ein Land der Vereine ist, wusste auch Mani Matter:

Mir hei e Verein, i ghöre derzue
Und d'Lüt säge, lue dà ghört o derzue
Und mängisch ghören i würklech derzue
Und i sta derzue

Diese und sechs weitere Strophen beschreiben das oft ambivalente Verhältnis zur eigenen Vereinszugehörigkeit wunderbar. Denn nicht selten ist die damalige Überzeugung der eigentlichen Vereinstätigkeiten der Nostalgie, den gewachsenen Freundschaften und der Geselligkeiten gewichen. Einmal dabei, ist es unglaublich schwer, seine Mitgliedschaft aufzugeben.

In diesem Kapitel bieten wir Oberaargauer Vereinen die Möglichkeit, sich mit Bild und kurzem Text vorzustellen.

* Seine Vereinsmitgliedschaften: Verschönerungsverein Langenthal, Förderverein Stadttheater, Verein Identität Oberaargau, Verein Freunde des Klosters Mariastein, Schrebergartenverein, Verein Jahrbuch des Oberaargaus, Verein der Historischen Gesellschaft Langenthal, Verein Bergsiedlung Ciotto.



Kavallerie-Reiterverein Huttwil (KRV Huttwil)

Gründungsjahr 1914. 64 Aktiv-, 5 Junioren-, 12 Ehren- und 7 Passivmitglieder.
www.krv-huttwil.ch



Bipper Töfflibuebe

Gründungsjahr 2018. 24 Mitglieder.
@bippertoefflibuebe



Dorfverein Rütschelen

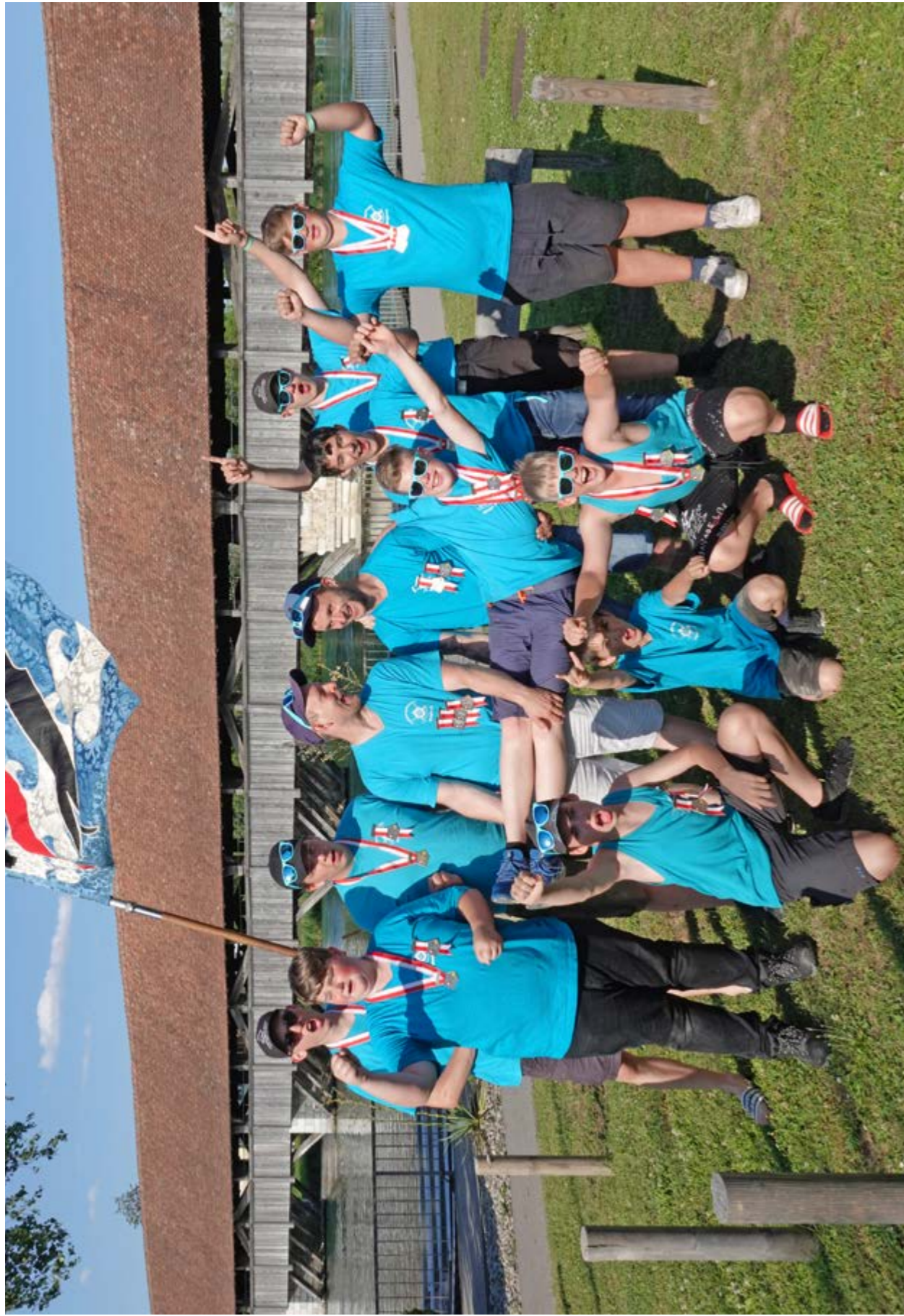
Gründungsjahr 1995. 10 Mitglieder.
www.dorfverein-ruetschelen.ch



Modelleisenbahnclub Langenthal – MECL
Gründungsjahr 1975. 27 Aktivmitglieder.
www.mecl.ch



Einrad Team Oberaargau
Gründungsjahr 2008. 24 Kinder/Jugendliche und 8 erwachsene Mitglieder.
www.einradteam.ch



Pontoniersportverein Wangen an der Aare
Gründungsjahr 1902. 30 Aktivmitglieder, 20 Jungfahrer (10-18 Jahre).
www.pontoniere-wangen.ch



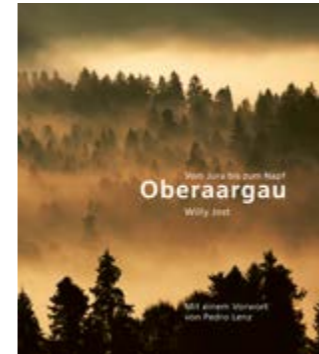
Theaterteam Herzogenbuchsee
Gründungsjahr 1976. Teamler: rund 30.
www.theaterteam-buchsi.ch

LESESTOFF

NEUERSCHEINUNGEN

AUS DEM

OBERAARGAU



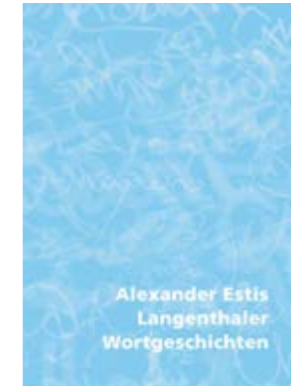
«Oberaargau – Vom Jura bis zum Napf».

Text – Martin Fischer

Gegen 250 ästhetische Wunderwerke hat Willy Jost geschaffen. Seine häufig grossformatigen, doppelseitigen Fotos zeigen Details, Orte, Strukturen, Situationen, Ansichten, die selbst wir Oberaargauerinnen und Oberaargauer oft nicht hier vermuten würden. Kleine Paradiese, überraschend Schönes, aber auch ins rechte Licht gerücktes Typisches. Vielleicht bisher nicht Bemerktes finden wir in dem grossartigen Bildband, der uns immer wieder staunen lässt.

Aber auch Dankbarkeit und Nachdenklichkeit kommen auf. Tragen wir diesen wertvollen, bemerkenswerten, im wahrsten Sinn sehenswerten Eigenheiten des Oberaargaus genügend Sorge? Diese Bewusstheit ist Willy Jost ein grosses Anliegen, das er mit seinen Bildern aus Streifzügen durch den Oberaargau während mehr als 50 Jahren, aber auch mit aktiver Teilnahme in zahlreichen Förderprojekten und Vereinen, dokumentieren will. Sein Engagement, seine Kunst und die Liebe zu seinem Oberaargau springen ins Auge.

Willy Jost, Vorwort von Pedro Lenz, ISBN 978-3-905939-80-8.



Langenthaler Wortgeschichten

Text – Bettina Riser

Ich nehme an, als Oberaargauerin oder Oberaargauer weisst du, was ein Dinggelääri oder ein Rundumeli ist, wie es sich anfühlt, wenn's düppig ist und was man tut, wenn man choslet oder gänggelet – oder ämänd doch nicht?

In seinen Langenthaler Wortgeschichten deutet Alexander Estis diese und viele andere Mundartwörter neu. Er tut das mit viel Fantasie und Humor, sehr liebevoll und mit einem ganz feinen Gespür für die Sprache, fast so, als würden die Wörter durch ihn zu neuem Leben erweckt. Da wird das Dinggelääri zu einer Ähre aus Dinkel und das Rundumeli zu rund um Eli. Dem Rasmus wird es beim Anblick von Esmeraldas samtig glänzender Haut ganz düppig. Die Choslä ist eine ganz neue Generation von Hosen, und die Gänggele sind kunstvolle Schnabelschuhe mit silbernen Schnallen. Es sind kurze Erklärungen und Geschichten, die oft ganz kuriose Wendungen nehmen – und am Ende den ursprünglichen Sinn des Wortes doch wieder irgendwie zur Geltung bringen.

Alexander Estis lebte und arbeitete 2020/21 ein Jahr lang als Stipendiat der Stiftung Lydia Eymann in Langenthal. Aus seinen wöchentlich in der «BZ Langenthaler Tagblatt» erschienenen Kolumnen ist nun dieses kleine feine Buch entstanden – mit eigenen Illustrationen dazu.

Alexander Estis, ISBN 978-3-905939-79-8



Das Opidum von Roggwil. Eine 2008 entdeckte keltische Stadt im Mittelland.

Text – Jürg Rettenmund

Gut 2000 Jahre lagen die Zeugen eines Opidum – einer keltischen Stadt – unentdeckt im Boden der Flur Fryburg von Roggwil – umflossen von Langete und Rot, die sich danach kurz vor der Einmündung in die Aare zur Murg vereinen. Dann kamen 2008 in der Baugrube eines Einfamilienhauses sogenannte Tüpfelplatten zum Vorschein – wabenförmige Gussformen für Rohlinge von Münzen und damit Hinweise auf eine Stadt.

Den Spuren dieser Siedlung ist der Archäologische Dienst des Kantons Bern seither systematisch nachgegangen. Nun hat Andrea Francesco Lanzicher das umfangreiche Material publiziert. Das Buch ist eine wissenschaftliche Arbeit mit vielen methodischen Details. Wer sich in dieses vertieft, erlebt jedoch einen bisher unbekanntem Einblick in die Geschichte des Oberaargaus. Es zeigt sich, wie es Andrea Francesco Lanzicher schreibt, «dass das heute am äussersten Rand des Kantons Bern gelegene Dorf Roggwil vor gut 2000 Jahren ein zentraler Ort von überregionaler Bedeutung war» – zwischen Bern, Engehalbinsel/Brenodor und Studen/Petinesca im Westen sowie Windisch/Vindonissa im Osten.

Andrea Francesco Lanzicher,
ISBN 978-3-9525057-8-6



Langnauerli, Stöpselbass, Schwyzerörgeli. Das Spiel. Das Handwerk. Die Virtuosen.

Text – Jürg Rettenmund

Beat Hugi nennt sein mit dem Musiker Thomas Aeschbacher geschaffene Buch scherzhaft auch eine Doppel-CD mit Booklet. Nun, in den Buchdeckel sind vorne und hinten tatsächlich zwei Compact Discs eingelassen. Irgendwie gehört das zu einem Buch über ein Musikinstrument ja auch dazu. Für das, was dazwischen liegt, ist der Ausdruck Booklet allerdings stark untertrieben. Auf ganzen 440 Seiten erfährt man alles, was es zum Schwyzerörgeli und seinen Vorläufern zu wissen gibt – und dies erst auf den letzten Seiten in Form eines Glossars von A bis Z.

Für den Rest des Textes wählen die Autoren einen anderen, weit lebendigeren Zugang zum Thema: Sie besuchen Menschen und unterhalten sich mit ihnen über die Orgeln, die sie mitbringen oder dort vorfinden. Gelegentlich ist auch Werner Aeschbacher dabei, der Vater von Thomas. Wobei man mit der Erwähnung des Textes dem Werk ebenso wenig gerecht wird, wie mit dem Ausdruck Booklet. Wesentlich sind ebenso die Bilder des Huttwiler Fotografen Markus Steinemann. Nach den ersten vier der historischen Entwicklung gewidmeten Seiten folgt kaum eine Doppelseite nur mit Text. Meist ergänzt ein Bild rechts den Text links.

Beat Hugi, Thomas Aeschbacher,
ISBN 978-3-03818-296-2



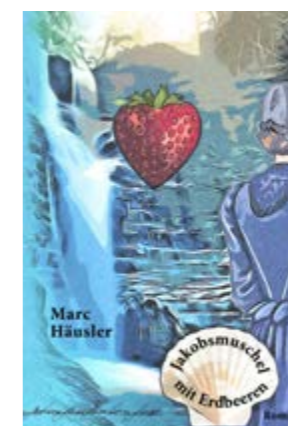
«Sehr geehrter Herr! Schwer erstaunt über diese Zeilen...» Post für Hans Huber, Hafner in Huttwil.

Text – Jürg Rettenmund

Mehrmals sei sie beim Entrümpeln auf alte Briefe, Karten und Fotos gestossen, sagt die heute in Langenthal wohnhafte Huttwilerin Erika Huber. Sie sei kurz davor gewesen, diese ungesehen zu entsorgen. Doch dann habe sie stundenlang darin verweilt, und sie «entpuppten sich als wahre Zeitdokumente». Jetzt, wo die Briefe zwischen zwei Buchdeckeln vorliegen, kann man ihr nur zustimmen. Die Bedeutung unterstreicht die Tatsache, dass das Buch im renommierten Chronos-Verlag erscheint und vom Museum für Kommunikation in Bern in seine Schriftenreihe aufgenommen wurde.

Die Briefe stammen von Hans Huber (1907–1970), dem Schwiegervater von Erika. Erhalten hat er einen ersten Teil davon in den Jahren 1923 und 1924. Diese Briefe geben unter anderem Einblicke in die ersten Monate der neu eröffneten Badeanstalt in Huttwil – vor allem aber in die Festivitäten rund um das Emmentalische Landesschiessen 1924 im Städtchen. Ein zweiter Bestand ist rund zwanzig Jahre jünger. Diese Briefe stammen von Hans Huber und Bertha Zehnder, seiner späteren Frau – aus jener Zeit, als sie sich kennen und lieben lernten.

Kurt Stadelmann (Hg.), ISBN 978-3-0340-166-2



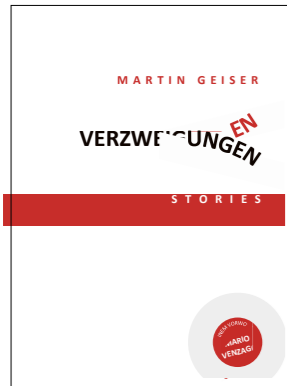
Jakobsmuschel mit Erdbeeren

Text – Herbert Rentsch

Das nördliche Spanien und der Oberaargau, Santiago de Compostela und der Mutzbachgraben. Zwischen diesen Welten pendelt der Roman von Marc Häusler «Jakobsmuschel mit Erdbeeren». Die Rahmenhandlung spielt im «Graben», der uns schwer als das Tälchen bei Riedwil zu erkennen ist. Dort trifft die Hauptfigur Michael auf die junge Frau und Erdbeerensammlerin Marie. Ihr liest Michael sein unveröffentlichtes Buch über die Erlebnisse von Janosch auf dem Jakobsweg vor. Darin geht es vor allem um dessen Gedanken, Selbstzweifel und Wünsche auf der langen Wanderung und um Mitpilger, die ihm zu neuen Erkenntnissen verhelfen. Die Zuhörerin Marie – Gotthelfs Erbeerimarelli lässt grüssen – wird mehr und mehr zu einem wichtigen Element des Romans. Die Wechsel zwischen der Pilgergeschichte und den Zwiegesprächen im Graben ist ein Stilmittel des Autors, um die Erzählung voranzutreiben.

Marc Häusler, bis vor kurzem Regierungsratthalter des Oberaargaus, erwanderte den Jakobsweg zweimal. Er verwebt im Roman eigene Eindrücke und Erlebnisse mit fiktiven Elementen und Personen, woraus eine abwechslungsreiche und zuweilen tiefgründige Geschichte entsteht. Es gehe ihm darum, Leserinnen und Leser zu animieren, über das Leben nachzudenken, so Häusler.

Marc Häusler, ISBN 9978-3-905930-82-8
Auch als eBook erhältlich.



Verzweigungen

Text – Martina Moser

Wie oft im Leben steht man doch vor Verzweigungen!? Unzählige Male, in denen man gar nicht lange studiert, auf die eine oder andere Seite abbiegt und genau weiss, dass es richtig ist. Viele Entscheidungen habe ich schon getroffen, dachte ich mir, als ich den Buchumschlag von Martin Geisers Verzweigungen betrachtete, und viele solche Gabelungen werde ich noch antreffen. Werden mich die Geschichten dieses Buches vielleicht anleiten, mich in Zukunft besser oder zumindest schneller entscheiden zu können? Gespannt darauf im Vorwort auf erste Hinweise zu stossen, war ich nach der Lektüre desselben etwas verunsichert, ob ich in diese Welt der Musik, einem Leitmotiv des Autors, die sich fernab meiner Lebensbereiche abspielt, überhaupt derart ein- und abtauchen kann, um Antworten zu erhalten. Doch meine Bedenken zerstreuten sich bereits mit dem Titel der ersten Kurzgeschichte: Mitten im Leben. Und genau so gestalten sich auch alle weiteren Geschichten. Sie beleuchten Lebens- und Alltagssituationen, wie wir sie alle bestens kennen. Man entdeckt sich in der einen oder anderen Person wieder und ist mit den geschilderten Fragen und Problemen vertraut. Die Geschichten liefern darauf zwar keine Antworten oder Tipps fürs eigene Leben, doch sie lassen die Leser:innen spüren, dass sie mit ihren Erfahrungen, Hindernissen und ausgefochtenen Kämpfen nicht einzig sind und regen zum Nachdenken und Reflektieren an. Eine gute Vorbereitung für die nächste Verzweigung, die bestimmt kommen wird.

Martin Geiser, ISBN 978-3-905939-81-1



Helene Roth und die Frauen vom «Kreuz» Herzogenbuchsee

Text – Herbert Rentsch

Helene Roth (1887–1966) war Malerin und Illustratorin aus Wangen an der Aare. Wie andere Künstlerinnen am Anfang des 20. Jahrhunderts, wurde ihre Bedeutung lange unterschätzt. Wenn sie später in Kunstschriften erwähnt war, dann meistens einzig als «Schülerin von Cuno Amiet». Buchautorin Stefanie Christ holt Helene Roth aus ihrem Schattendasein hervor und zeigt Leben und Werk der eigenwilligen Frau anhand eines Gemäldezyklus, den Helene Roth 1928 im Auftrag des Frauenvereins Herzogenbuchsee malte.

Die 16 Ölbilder entstanden im Gasthaus Kreuz, in dem die Frauen des Vereins einen gemeinnützigen Betrieb mit alkoholfreiem Restaurant, Gästezimmern, einer Haushaltschule und kulturellen Veranstaltungen führten. Helene Roth malte den Alltag in diesem geschäftigen Haus, die Frauen, die dort wirkten, die Schülerinnen, aber auch Szenen aus der Geschichte des «Kreuz», wo die Hilfe an Bedürftige und der Kampf gegen den Alkoholismus Tradition hatte. Die 16 Bilder waren bestimmt für die Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit «Saffa», welche 1928 auf dem Viererfeld bei Bern stattfand. Dort, im zentralen Pavillon, waren Helene Roths Werke denn auch ausgestellt. Im Buch bringt Stefanie Christ mit kurzen Texten und den Reproduktionen der 16 Ölbilder Helene Roth und die damalige Zeit im Buchser «Kreuz» zusammen und würdigt damit sowohl die Künstlerin wie auch das traditionsreiche Gasthaus.

Stefanie Christ, ISBN 978-3-7272-6092-6

Impressum

65. Jahrgang (Herbst 2022)

Umschlagfoto: Marcel «Masi» Marti, Langenthal
Klappenfotos: Jürg Stauffer, Langenthal

Geschäftsstelle
Jahrbuch Oberaargau,
Oschwandstrasse 18, 3475 Riedwil,
Tel. 062 922 18 18
www.jahrbuch-oberaargau.ch

Gestaltung
P'INC. AG, Langenthal

Korrekturen
Hans Mathys, Langenthal

Druck
Merkur Druck AG, Langenthal

Oberaargauer Jahrbücher im Internet
www.digibern.ch